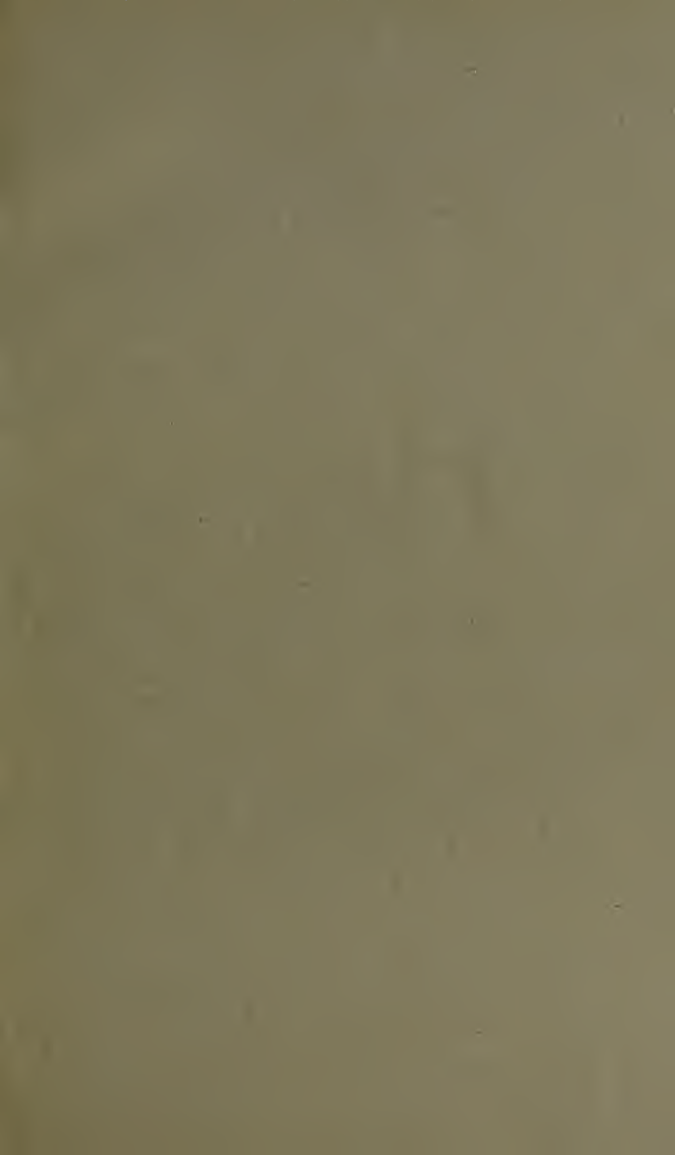


Hindenburgs Einmarsch in London









Hindenburgs Einmarsch in London

Von einem deutschen Dichter

Grethlein & Co. G. m. b. H. in Leipzig

Druck von August Pries in Leipzig

Inhalt:



Old-England
und das junge Deutschland



Old-England war der glücklichste, der erfolgreichste und rücksichtsloseste Weltenschulmeister aller Zeiten.

Mit Eifer und außerordentlichem Talent hatte es sich in die Rolle eines politischen Magisters eingelebt, suchte die Staaten des europäischen Festlandes seit Jahrhunderten nach seinem Sinn und Willen zu erziehen und konnte mit dem Ertrag seiner Mühe zufrieden sein. Der seltsame Magister hemmte, wo in Europa ein starker Wille sich aufbäumte und eine junge Kraft vorwärts wollte, er förderte Günstlinge, deren Erstarken ihm später nützen konnte, er durchkreuzte Pläne und half Pläne schmieden. Er hatte seine Freude an den Staaten, die im Wissen und Können über mittelmäßige Leistungen nicht hinauswollten, sich mit dem ihnen anvertrauten Pfunde begnügten und ihm keine Scherereien bereiteten. Denn Old-England wollte seine Ruhe haben. Streber und Dränger und derlei unbequeme Störenfriede hatten bei ihm einen schlechten Stand. Vor allem sah es bei seinen Schützlingen Eifer in Geographie nicht gern und konnte höchst ungnädig sein, wenn die Festlandsstaaten ihre Nasen aus Europa hinaussteckten und zusehen wollten, was drau-

ßen in der großen Welt vorging. Die kleinen Festlands-Gernegroße hatten sich mit dem Studium der Karte von Europa zu begnügen! Was darüber hinaus lag, war Privatangelegenheit Old-Englands.

Es war in allem darauf aus, die Festlandsstaaten Durchschnittsgrößen bleiben zu lassen. Mit dem Eifer des besorgten Vormundes wachte es, daß nicht etwa einer zuviel Taschengeld zu verzehren hatte und zu unternehmungslustig wurde. Wollte sich einer die weite Welt ansehen und sich gar irgendwo da draußen ansiedeln, sorgte Old-England dafür, daß dem Vermessenen der Hausfriede gestört wurde und ihm innerhalb seiner vier Pfähle genug Arbeit blieb, die von großen Zielen ablenkte.

Armen Schluckern gegenüber stellte es sich gelegentlich sehr freundlich und hilfsbereit, vergab sich aber bei aller Anteilnahme durchaus nichts von seiner Magisterwürde, der Kanal wahrte den Autoritätsabstand zwischen ihm und denen, die es voll edler Nächstenliebe in Fürsorgeerziehung zu nehmen suchte. Es war jederzeit und mit Freuden zu den höchsten Geldopfern bereit — wenn die Verzinsung gut war.

Es muß Old-England zum Ruhme nach-

gesagt werden, daß seine politische Pädagogik entschieden liberales Gepräge zeigte. Es war ihm durchaus nicht daran gelegen, daß die Festlandsgesellen mit gefalteten Händen dasaßen, sondern hieß es im Gegenteil gut, wenn die sich dann und wann einmal kräftig in die Haare fuhren. Es war Magister England eine Augenweide, wenn die kleinen Sapperloter Soldatens spielten, und wenn es Krieg gab. Krieg! Da lachte es, wie nur der Teufel lachen kann. Es saß ja fern vom Schuß und ließ höchstens, wenn der Krieg nicht den gewünschten Verlauf nahm, seine silbernen Kugeln spielen. Beim Waffenstillstand aber war es jedesmal obenauf und verstand die Friedensverhandlungen immer so zu lenken, daß auch der siegreiche Staat auf Jahre hinaus geschwächt war. Daß England bei Friedensverhandlungen noch zuletzt irgendeinen Trumpf ausspielte, stand so fest, wie das Amen nach der Predigt.

Wenn zwei sich streiten, freut sich der Brite! war längst sprichwörtlich geworden. Im Laufe der Jahrhunderte hatten nur wenige ernstlich versucht, den Mephisto zu fassen — keinem war es gelungen.

Je wilder es in Europa zuging, desto lauter durfte England jubilieren. Denn die

Staaten, die sich blutige Köpfe geholt hatten, waren hinterdrein gewöhnlich am folgsamsten. England ließ sich von seinen Großbanken beraten, ob Europa der Frieden erhalten bleiben solle oder ob es im machtpolitischen und geschäftlichen Interesse geraten sei, wieder einmal zum Kriege zu schüren. Die Geschäftsbücher seiner Banken und Handelshäuser sind das beste Quellenwerk zur Geschichte der europäischen Staaten, denn darin werden allerletzte, unterirdische Zusammenhänge bloßgelegt.

Old-England wollte auf Erden die Geschäfte Gottes des Allmächtigen besorgen. Und während es mit Herrgottswürde in Europa auf Ordnung sah und die Gernegroße des Festlandes fest am Gängelbande hatte, wickelte es unbehelligt seine Weltgeschäfte ab, richtete sich an den Ufern aller Ozeane wohnlich ein, parzellierte ganze Erdteile, saß im Wohlstand und lebte herrlich und in Freuden. Ja, es war eine Lust zu leben! England hatte ein stattliches väterliches Erbe auf der Bank, wußte sich in seiner Magisterwürde geachtet und gefürchtet und wollte nun seine Ruhe haben.

*　　*

*

Da geschah um Anno Siebzig herum etwas ganz Unerhörtes. Um diese Zeit trat mit einem Male in Europa ein kraftstrotzender Jüngling auf den Plan, Jung-Michael! Er war der Sproß des guten dummen deutschen Michels, dem es dank seinem Kirchturm-Horizonte und seinem eigenbrötlerischen Wesen hienieden ganz besonders schlecht gegangen war. Michel hatte in der europäischen Staatenklasse bedenklich weit hinten sitzen müssen, im letzten Halbjahrtausend war er immer etliche Jahrzehnte hinter den andern zurückgeblieben. Jung-Michael aber, der blonde, blauäugige Bursch, war von anderer Art! Dem Magister jenseits des Kanals erschien er als äußerst unsicherer Kantonist! Kein Auge konnte er von dem Gesellen verwenden, denn der trieb allerhand verdächtige Spielereien, baute mit Eifer und überlegenem Geschick Kanonen, brachte das Maschinenbauen und Tücherweben bald so gut wie die Engländer und erdreistete sich, auf allen Gebieten, wo Deutschland Britanniens Schüler gewesen war, seinen Lehrmeister zu überholen. Er hatte peinliches Talent, zu bästeln und zu experimentieren, zu erforschen und zu erfinden, hatte Schubkästen voll Patente und wollte auch in Chemie und Medizin alles besser wissen. Zum

Glück war der Jungbursch noch sehr weltunklug und ließ alle Welt in seine Laboratorien und Werkstätten hineinsehen, sodaß ihm selbst Raubstaaten wie Japan mancherlei nachmachen konnten. Diese köstliche Unerfahrenheit war aber auch der einzige Vorzug von Jung-Michaels Jugendlichkeit.

Von peinlicher Begabung war der Bursche und von einem für dieses Alter ganz unzulässigen Selbstbewußtsein. Er redete in alles hinein und spielte sich geradezu zum Entdecker von Europa auf: er entdeckte die französischen Maler eher als die Franzosen, englische Dichter eher als die Engländer, slawische Dramatiker eher als die Russen und römische Schönheit eher als die Italiener. Jung-Michael wußte was und konnte was, und wer mochte es ausdenken, was der noch alles im Schilde führte! In kecker Vermessenheit wollte er wohl zunächst die Menschheit nach gefühlsduseligen Grundsätzen erneuern, eine seiner schrullenhaften Liebhabereien war ja bereits die sogenannte soziale Fürsorge. Durch die man die Armen natürlich nur verwöhnt und den Unternehmern den Verdienst schmälert. Solchem Humanitätstreiben war der englische Magister nicht gewogen, der dem Philosophen Jeremias Bentham nachsagte: Jeder Brite

tue, was ihm nützlich ist! Jeder Brite sehe zu, daß er im Rechnen und im Kirchenbesuche die Eins habe — auf dem Gebiete der Nächstenliebe genügt es schon, daß man Mühseligen und Beladenen gelegentlich mit einem frommen Sprüchlein aufwarte! Oder kann jemand im Ernst behaupten, zum Money-Machen bedürfe man unbedingt der sozialen Fürsorge? Kurioses Völkchen, diese Germans!

Der deutsche Jungbursch entwickelte sich zusehends. Er lebte ganz sein eigenes starkes Leben und kümmerte sich nicht um den guten Ton, zu dem England ihn erziehen wollte. Fortwährend hatte man ihn zu tadeln und an ihm herumzumäkeln, aber Jung-Michael beschäftigte sich ganz unverdrossen weiter mit Weltwirtschaftspolitik, studierte eifrig Übersee-Geographie, arbeitete wacker und scherte sich den Teufel um das, was andere von ihm hielten.

Im Umgange mit seinen europäischen Nachbarn war er von einer ganz unmodernen Ehrlichkeit. Seine Diplomatie stellte er so wenig auf List und Liebäugelei, daß er oft genug mit Seufzen sehen mußte, wie bei diplomatischen Weltgeschäften Albion ihm gegenüber im Vorteil war. Diese Ehrlichkeit war noch ein Erbstück vom alten, biedermeierhaft

arglosen und darum oft genarrten und genasführten, schwergeprüften deutschen Michel.

Zu seinem Nachteil dachte Jung-Michael gar nicht daran, sich in die neuen Methoden der Diplomatie zu bequemen. Er hielt sich leider für diplomatischen Flirt nicht geschaffen, verzichtete darauf, sich im Ausland eine Lügenpresse großzuziehen, und verpaßte die Gelegenheit zu mancherlei Beziehungen, die sich nur in Salons bei einer guten Zigarre anbahnen lassen ...

Voll braver Einfalt und Vertrauensseligkeit glaubte er, daß er es mit ehrlicher Arbeit in der Welt weiter bringen müsse, als mit Kokettieren und Scharmuzieren, mit der Freude an kleinen Liaisons und dem Trachten nach feierlichen Ententes cordiales. Er ging mit stolzem Lächeln an all dem nützlichen Drumunddran englischer Staatsmannskunst vorbei, zählte leider Gerissenheit und die Kniffe durchtriebener Gaukler nicht zum Handwerkszeug der Diplomatie und wollte nicht einsehen, daß Bismarck überholt sei, und daß moderne Diplomatie englischer Schule oft genug mit Schiebertum übersetzt werden müsse. Er schritt mit seinen großen blauen Augen geradenwegs durch die Welt und arbeitete wacker weiter. Seine Kunst, seine Wissenschaft ernteten Ruhm,

seine Industrie säckelte Geld, und sein Handel eroberte sich Land um Land.

Den Briten wurde das Treiben des jungen Sturmgesellen immer lästiger. Old-England wollte seine Ruhe haben und Nutznießer des reichen väterlichen Erbes sein, und nun kam dieser streberische Guckindiewelt ... es mußte sich in seinem beschaulichen Lebensgenuß von Tag zu Tag mehr bedroht fühlen. England hatte es bisher nicht nötig gehabt, sechs Tage in der Woche zu arbeiten, sondern konnte es sich leisten, mindestens zwei Tage dem Sport und Spiel zu widmen. In dem eigensinnigen jungen Deutschland natürlich lehrte man, daß im Zeitalter der Weltwirtschaft nur der obenauf sein könne, der bis an die Grenze der Kraft arbeite und ernstem Schaffen sein Letztes gäbe.

Old-England und Jung-Michael — eine Kluft zwischen zwei Welten!

* * *

Und neben dem Ruhmernten und Geldverdienen trieb Jung-Michael noch mancherlei andere Dinge, die dem Magister Europas nicht minder mißfallen mußten. Seiner verdächtigsten Liebhaberei huldigte er oben an der Wasserkante. Fing dieser mißratene Sproß des guten alten Michel an, Großwerften zu

bauen und sich womöglich eine brauchbare Flotte zu schaffen!

War er etwa gar so vermessen, so größenwahnsinnig, ernsthaft mit ins Weltgeschäft hineinreden zu wollen?

Gegen des jungen Fanten verdächtige Spielereien an den Meeresküsten mußte unbedingt eingeschritten werden! Eine starke Militärmacht hätte England vielleicht noch als gleichberechtigt anerkannt, nimmermehr aber ein seefahrendes Volk von ernsthaften Konkurrenten! Für einen so wagelustigen, zukunftfrohen Staat wie Jung-Deutschland konnte aber zielbewußter Flottenbau schließlich gar den Auftakt zu einer Machtentfaltung bedeuten, die unbegrenzte Möglichkeiten freimachte! Selbst ohne ebenbürtige Flotte war Jung-Deutschland gut auf den Beinen, lief unverdrossen den ganzen Erdball ab, seinem Gewerbefleiß Kundschaft zu suchen, selbst ohne starke Flotte war es Hans Dampf in allen Weltgassen und verdiente Geld, unerlaubt viel Geld. Wenn es nun gar eine Flotte vom Range der englischen in den Dienst seines Handels und Gewerbfleißes stellen würde? Das verdächtige Treiben in Kiel und Stettin und Wilhelmshaven machte Old-England viel schlaflose Nächte ...

Neid und Furcht lehrten die Engländer Jung-Deutschland hassen. Aber sie wußten zunächst nicht recht, wohinaus mit diesem Hasse. Jene freilich, die drüben beim Gin, beim Wacholderschnapse, Politik machen, empfahlen ein sehr einfaches Mittel, wie sich Britannien vom deutschen Alp befreien könne: Jung-Michael müsse zunächst mit diplomatischen Nadelstichen drangsaliert und schließlich einmal von allen Seiten nachhaltig mit Kolbenschlägen behandelt werden! Ihm sollten schon sein Ehrgeiz ausgetrieben und seine Zeppeline ausgeblasen werden! Er sollte so ohnmächtig und lammfromm werden, wie Michel in der vorbismärckischen Zeit gewesen war. Mit Feder und Schwert mußte dafür gesorgt werden, daß dieses Volk der Landsknechte sein Dasein wieder in der standesgemäßen Armut von 1815 oder noch besser von 1648 hinfriste!

Die nicht beim Schnaps, sondern im St. James-Bezirke bei Whisky-Soda politisierten, kamen zur Empfehlung des gleichen Kampfzieles, freilich auf einem ganz anderen Wege. Sie philosophierten in ihren Hetzreden im Hyde-Parke so:

„Männer Englands! Daß Deutschland so herausfordernd wohlhabend geworden ist und sich an seinem Reichtum noch nicht genügen

läßt, daß es uns Kunden wegfängt und die Einnahmen des britischen Weltreiches schmälert, das ist sein gefährlichstes Treiben noch nicht. Die Krallen des deutschen Gespenstes haken tiefer! Die ungebändigte Urkraft Jung-Michaels, dieses ganze rotbäckige Wesen, dieses Drängertum, das, Männer Englands, das ist die andauernde Bedrohung des Weltfriedens! Schaut euch diesen jungen Michael an! Diese Muskeln! Dieses kraftstrotzende Wesen! Diese geradezu sträfliche, herausfordernde Gesundheit! Seht an: so gut bekommt diesem Barbaren sein Militarismus! Lehre für uns: der Militarismus ist ihm auszutreiben! Wäre es diesem grobschlächtigen Gesellen nicht zuzutrauen, daß er mit Russen und Franzosen gleichzeitig fertig würde? Was aber, Männer, wäre es dann mit der balance of power? Könnte dann England noch Mann an der Wage sein? Nichts Geringeres als das europäische Gleichgewicht ist in Gefahr! Und darum ist die Stunde bitter ernst ...!"

Nach solchen Reden fühlten auch die Wacholderpolitiker ihre teuflischen Pläne geadelt. Die Kriegstreiber von der Straße hatten Wind in den Segeln.

Balance of power — das war's! Das europäische Gleichgewicht? Ins Deutsche

übersetzt: das englische Übergewicht und die bedrohte Magisterwürde!

Old-England wollte behaglich und in ungeschmälertem Genuß an der gedeckten Tafel sitzen, und jetzt war auf einmal ein Dränger voller Ideale in der Welt! Einer, vor dessen weitausgreifenden Plänen es jede Minute auf der Hut sein mußte! Das wohlhabende England hatte aber wahrhaftig nicht nötig, sich auf die Dauer Unbequemlichkeiten bereiten zu lassen und womöglich seine Autorität als Weltenmagister untergraben zu sehen. Noch dazu von einem so jugendlichen Grünschnabel! Dem mußte Magister England einmal mit einer gehörigen Lektion aufwarten! Mit dem kecken Bürschlein mußte über kurz oder lang ganz gründlich und für alle Zeiten abgerechnet werden! Deutschland mußte in jene für das englische Wohlbefinden so notwendige Armseligkeit zurückgeworfen werden, die der Grund seiner Folgsamkeit in vergangenen Jahrhunderten war.

Und so trieben sie in aller Stille zum Kriege. Zu einem Entscheidungskriege zwischen der schläfrigen Kultur Englands und dem rüstigen deutschen Jungburschentum.

* * *

Mit dem jungen Michael den Strauß allein zu wagen, war freilich geradezu lebensgefährlich. Um den feisten Burschen niederzumachen, mußte sich England eine ganze Reihe Spießgesellen dingen. Dann aber sollte es eines schönen Tages faustdick auf den Burschen niederprasseln! Unter der Reklame-Losung „Nieder mit dem preußischen Militarismus!" gründete England die welthistorische „Einkreisungsgesellschaft zur Zertrümmerung und Aufteilung Deutschlands".

Zuerst gelang es, die französischen Revancheschreier zum Beitritt zu bewegen. Wie hätte auch Marianne dem zärtlichen Eduard widerstehen können ...!

Wider den Militarismus! Mit diesem Schlachtruf mußte auch Rußland geködert werden. Daß Rußland noch etliche Divisionen mehr unter den Fahnen hatte als Deutschland, war unwesentlich. Engherzig und kleinlich war die Einkreisungsgesellschaft bei Erledigung der Eintrittsförmlichkeiten neuer Mitglieder überhaupt nicht. Ein edles Bild, wie die Gentlemen von der Themse das moskowitische Bruderherz umbuhlten, wie John Bull Freund Wanzislaus an seine Brust drückte! Was verschlug es, daß die Getreuen aus Väterchens Paradiesen Analphabeten waren und

nach Wodka rochen! Albion konnte nicht anders. Vom deutschen Militarismus angewidert, konnte es seine herzinnige Zuneigung zum russischen Despotismus nicht länger im Busen verwahren. Weil es das Schießen auf deutschen Truppenübungsplätzen nicht erhören konnte, wandte es sich voll Inbrunst dem heiligen Rußland zu, wo neben den Büchsenschüssen des Riesenheeres das Knallen der Knuten zu hören war und gelegentlich auch Bombenexplosionen ...

Ein Paragraph in den Satzungen der Einkreisungsgesellschaft bestimmte, daß Rußland zuerst die Kriegsfackel zu entzünden habe. Verbrecherische Gelüste suchten edlen Vorwand — was konnte edler sein, als Mörder von Königskindern zu schützen?

Da es sich um einen heiligen Kreuzzug der Ritterlichkeit und des wahrhaft reinen, sittlichen Menschentums gegen die nichtswürdigen deutschen „Huns" handelte, wurden auch Japan, Italien und Montenegro mit eingeladen. Und dasselbe Albion, das in maßlosem Eigendünkel und mokantem Pharisäertum die Nase rümpfte, daß es mit deutschen Barbaren gemeinsam hatte an der Völkertafel sitzen müssen, das schloß einen Bund holder Eintracht mit den Baschkiren und Kongonegern, mit Sene-

galschützen und Gurkhas, mit Basutos und Australkannibalen.

Der teuflische Plan zur Vernichtung Deutschlands war in London festgefügt, seit Jahren bis in alle Einzelheiten sorgfältig erwogen worden, und wenn nicht Zeichen und Wunder geschahen, mußte er nach menschlichem Ermessen zu vollem Erfolge führen. In ein paar Wochen mußten Michaels Hochmut und Vermessenheit zusammengetrommelt sein! Auf den Knien sich windend, sollte er hilflos um Gnade flehen!

* * *

Der große Tag war da. Auf dem englischen Giftbaume waren die Ränke reif.

Gemäß den Satzungen der britischen Einkreisungskompanie loderte zuerst in Rußland die Fackel auf. Sie wurde zwar zwei Jahre zu früh entzündet, ansonsten aber verlief alles, wie es im Programm vorgesehen war: das Pulver der halben Welt fing in jenen großen Augusttagen Feuer.

Für das gottergebene Albion, das von altersher nur auf Erhaltung des Friedens ausgewesen war und nichts leidenschaftlicher haßte als festländischen Kanonendonner, kam der Ausbruch des Krieges so völlig über-

raschend, daß es in den ersten Augusttagen von einem schweren Nervenchok betroffen wurde. Der Anfall äußerte sich in plötzlich eingetretener, bedenklicher Gedächtnisschwäche. Es wußte auf einmal nicht mehr, daß es neben Frankreich auch längst mit Belgien militärische Abmachungen getroffen hatte, es konnte sich nicht im geringsten mehr entsinnen, daß es in Maubeuge schon 1913 Berge von Munition hatte stapeln lassen, es war ihm ganz und gar entfallen, daß es Belgien gedrängt hatte, Antwerpen zur stärksten Festung der Welt auszubauen — Albion litt an vollkommenem Gedächtnisschwund. Der Ruf Krieg! hatte das friedliebende Volk wie ein Blitz aus heiterem Himmel getroffen — — die Folge war diese entsetzliche Lähmung des Erinnerungsvermögens. Aber Albions Herz, das nur für Freiheit, Friede und Menschenrecht schlug, war noch das alte geblieben, und darum konnte es nicht tatenlos zusehen, daß Deutschland jetzt in Belgien einmarschierte. Voll heiliger Entrüstung rief es die ganze Kulturwelt auf, den heimtückischen Überfall der deutschen Hunnen auf das keusche, züchtige Belgien zu rächen.

Als Britannien alle seine Spießgesellen zu löblichem Tun versammelt hatte und das Kapital der Einkreisungsgesellschaft anfangen

sollte zu arbeiten und Dividenden auszuschütten, da sagten eines Tages die englischen Blätter klipp und klar, was Grey und Ssasonow und Delcassé vorhatten:

„Der neudeutsche Michel soll zerschossen und zerstückelt werden, daß ihm nur noch die Augen bleiben, sein Unglück zu beweinen."

Armer junger Michael! Warum wolltest du nicht in den Fußstapfen des alten guten dummen Michel wandeln! Nun lag deine Zukunft grau in grau. Und dies alles hattest du selbst verschuldet. Durch dein unmodern rotbäckiges Wesen!

* * *

Eine so fromme und gentlemanlike Nation wie die Briten führte natürlich den Krieg aus höchsten Idealen, um der Freiheit und hehrer Menschenrechte willen. Es war ein Krieg der Kultur gegen die Mißgesittung der Barbaren ... und darum hatte sich England das hochedle Kriegsziel gesteckt, im schönen Verein mit Kaffern und Kosaken die deutschen Frauen und Kinder auszuhungern! Nur als Schützer des Völkerrechts hatten sie mobil gemacht ... schoben aber bald das Völkerrecht mit einem überlegenen Lächeln beiseite und hielten es mit

jenen lustigen Bayern, die gejubelt hatten: „Jatz wird g'raaft, und ka Staatsanwalt is net dabei!" Auch Albion war glücklich, sich des Weltenstaatsanwalts, des Völkerrechts mit seinen lästigen Beschränkungen roher Willkür, bald ganz entzogen zu haben.

Es war der Krieg der Gentlemen gegen Boches und Hunnen. Und diese Gentlemen ergingen sich in den widerlichsten Verdächtigungen gegen unsern Kaiser. Gentlemen-Minister legten ihren Hetzreden Heeresbefehle zugrunde, in denen der Kaiser seinen Truppen heimtückische Abschlachtung der Engländer anbefohlen habe. Sie ließen ihre Geistlichen in die Kirchengebete die Worte einflechten: Herr Gott, du hast den Geist des deutschen Kaisers mit Wahnsinn umnachtet, laß deines Zornes genug sein, und sei ihm wieder gnädig! Sie erörterten in der Presse die Frage, ob Attila nach Niederwerfung seiner vandalischen Scharen einfach abzusetzen oder zu verbannen sei, oder ob mit ihm „kurzer Prozeß" gemacht werden müsse!

Jeder neue Tag brachte neue schändliche Verunglimpfungen — es war der Krieg der Gentlemen gegen deutsche Unbildung.

* * *

Die militärischen und wirtschaftlichen Machtmittel einer ganzen Welt wurden gegen Deutschland und seine Verbündeten aufgeboten. Im Bunde mit Lüge und Hinterlist glückte es den Engländern, Deutschland durch eine Reihe kleiner Tricks und Tücken, Niederträchtigkeiten und Nadelstiche vorübergehend in Zorn zu bringen, aber eins gelang ihnen nicht: dem blonden germanischen Jungburschen den Nacken zu beugen! Jung-Michael war im zweiten Kriegsjahre von derselben lachenden Siegeszuversicht wie am ersten Mobilmachungstage! Aber entwickelt hatte sich inzwischen der reisige Geselle! Allewetter, hatte der Ellbogen! Den linken in Flandern und den rechten am Schwarzen Meere! Breitbeinig stand er in Mitteleuropa und schob seine eisenbeschlagenen Soldatenstiefel jeden Tag eine Spanne weiter in Feindesland vor. Er ließ die englische Hetzmeute ruhig bellen und spuckte nur dann und wann einmal über den Kanal hinüber ... Hurra, Zeppelin und ihr wackeren deutschen Flieger!

Sieben oder acht gegen zwei oder drei und kein Erfolg und für die Zukunft nur faule Wechsel in der Tasche — da war die Not groß! Die Einkreisungsgesellschaft stand vor dem furchtbarsten Zusammenbruche, den

je eine Spekulantengruppe erlebt hatte! Und die Schuld an der unerhörten Pleite, an dem Verlust von Hunderten von Milliarden, gaben sie dem Manne, dessen Namen sie mit Schaudern und doch insgeheim mit einer gewissen feierlichen Andacht nannten:

Hindenburg!

Wenn nicht Zeichen und Wunder geschahen, mußten Englands teuflische Pläne zu vollem Erfolge führen ... jetzt geschahen Zeichen! Und der volkstümlichste dieser Wundermänner hieß Hindenburg.

Schon stand er vor den Toren Petersburgs. Wenn dieser große Schlachtenlenker, der mit rätselhaftem Spürsinn seine Heere immer dort aufmarschieren ließ, wo sie den Russen zurzeit nicht genehm waren, nun gar eines Tages im Osten beschäftigungslos werden sollte? Was dann ...?

Ob dieser geniale Feldherr nur russische Landkarten lesen konnte oder auch englische ...? Das waren Fragen der Verzweiflung, die keine Antwort wollten.

Mit Entsetzen sah Albion, wie die russischen Legionen, die einst mit der Urgewalt der Sintflut über Ostpreußen und Galizien hereingebrochen waren, vor dem mitleidlosen Verfolgerwillen der Hindenburgschen Minderheit sich

verkrochen, und wie die Kriegstreiber des Vierverbands, die Grey-Jünger von Nikolai Nikolajewitsch bis zum göttlichen Gabriele einer nach dem andern ins Dunkel der Weltgeschichte untertauchten ...

Ob dieser unheimliche Hindenburg, wenn ihm die Erledigung Rußlands glücken sollte, auf Erholungsurlaub ginge oder seine Heere nach Westen führen würde? Sturmbock Hindenburg vor den Toren Londons — — solche Gedanken machten über dem Kanal den Nerven zu schaffen ...!

Weil die Verbandsmächte aus eigenem nicht weiterkamen und trotz höchsten Bekehrungsprämien sich keine neuen Helfershelfer anwerben ließen, fahndeten sie unter ihren Gesellschaftsmitgliedern nach dem Sündenbock, auf den sie die Verantwortung für das Mißlingen des sorgsam ausgeklügelten Überfalls hätten abwälzen können.

Während sich die edlen Mannen vom Fähnlein der Getreuen gegenseitig mit Orden auszeichneten, ballten sie einander in der Tasche die Faust, und die Blütezeit der bittersüßen Weltkriegs-Humoreske begann.

Die russischen Zeitungen brachten die Pariser Meldung, daß Joffre eine neue große Offensive vorbereite, und verzierten die Nach-

richt mit der beißenden Glosse, daß diesmal der Erfolg nicht ausbleiben könne, denn es handle sich genau um die fünfundzwanzigste, um die Jubiläumsoffensive! Die Franzosen grollten den Herren Briten, weil die es sich in Calais bequem machten wie der Igel im Maulwurfskessel. England zürnte Italien, daß es Österreich noch nicht zusammengehauen habe, denn es hätte seinen Negern gern römische Edelleute als Gesellschafter in die Schützengräben geschickt. Italien aber warf den Engländern Knickrigkeit und Filzigkeit bei Auszahlung der Judas-Milliarden vor und gab kund und zu wissen, daß es, durch Erfahrung gewitzigt, größere Sturmangriffe am Isonzo und in Südtirol künftig nur noch gegen Voreinsendung des Betrages unternehme. Die Italiener haderten auch wider die Serben und Montenegriner, und um den Kreislauf zu vollenden, wälzte Serbien seinen Groll über die bedrohliche Kriegslage auf seinen heiligen Protektor, auf den Schutzherrn seiner Mordbuben von Serajewo ab.

Dem russischen Bären aber bluteten Nase und Ohren und alle vier Tatzen. Wenn er auch gewollt hätte, er war außerstande, weiter nach Englands Pfeife zu tanzen. Die Lügenpresse der Verbandsstaaten erreichte freilich

unter Albions kundiger Führung, daß Rußland vor der Welt der schlagfertigste aller Staaten blieb ...

Eines schönen Tages aber war dem Schriftleiter der „Times“ ein peinliches Versehen widerfahren. Er hatte den fälligen Trostaufsatz über Rußlands unerhörte Reserven und über neue Arbeitspläne der Dampfwalze gebracht, und in einer andern Spalte derselben Nummer hatte er das Allerneueste, das folgenschwere Weltereignis verzeichnen müssen: den Abschluß des Vorfriedens zwischen Deutschland und Rußland!

Die Not ringsum war groß ...

Rußland hatte dem Londoner Geschäftsleiter der Einkreisungsgesellschaft seinen Austritt aus der Firma angemeldet. Es war vom Kriegsschauplatze weggetreten und hatte nun zu sehen, wie es mit sich selbst fertig würde, denn überall im Lande wetterleuchtete es gespenstisch, als wolle das schwerste Wetter das Reich der Knute erst jetzt heimsuchen ...

Hindenburg aber bestellte sich bei Falkenhayn zehntausend Sonderzüge.

Mit dem Ostheer nach Calais



Mit dem Morgenrote kommen die wackeren Russenbezwinger herauf wie Sendlinge einer neuen Zeit. Vierzehn Tage lang rollen auf den großen Ost-West-Linien ohne Unterbrechung die Züge. Sie fahren in einem Blumengewinde von frohen Liedern und heiterer Scherzrede daher und bringen die frohe Zuversicht und den ganzen großen Tatendrang des Ostheeres nach der Westgrenze. Wie Feststraßen sind die Eisenbahnlinien umlagert. Die Fahrt des Ostheeres nach der Westfront ist ein Triumphzug ohnegleichen. Jetzt sind die großen Tage da, an denen aus den treuen Schildwachen dort im Westen Vorposten werden, Vorposten eines sieggewohnten, tatenlustigen Riesenheeres, das seine erste große Aufgabe erledigt hat und im Begriffe ist, sich ein neues Arbeitsfeld zu suchen.

An ihre Wagen haben die Soldaten russische und galizische Ortsnamen geschrieben, diese Namen sind nicht bloß ins Ehrenbuch des Regiments, sie sind in die Bücher der Weltgeschichte eingetragen. Manchen Namen werden die Regimentsfahnen in die Jahrtausende mit hinübernehmen!

Nun wird's da drüben ein ungestümes Vorwärts geben! Die Vorfreude, durch letzte,

entscheidende Taten das stolze deutsche Werk zu krönen, brennt in den reisigen Gesellen wie Sonnwendfeuer. Der Wille zur Weltenwende erfüllt großmächtig, heilig den letzten Mann.

Die Begeisterung, mit der die durchfahrenden Feldgrauen gegrüßt werden, übertrifft noch den Jubel aus den Augusttagen 1914. Denn jetzt hat sich zu froher Zuversicht die Freude am Erfolg gesellt. Begeisterte, erwartungsfrohe Stürmer und Dränger zogen damals in das dunkle Ungewiß eines Weltkrieges aus, ein Heer von erprobten Sturmgesellen sammelt sich jetzt zur letzten Tat. Wellen von Jubel wälzen sich neben den Zügen durchs Land. Die Truppen brauchten es ja diesmal nicht geheimzuhalten, daß sie von einer Grenze zur andern fahren, die ganze Welt darf es jetzt wissen: Hurra! Das Ostheer marschiert! An den Kreidefelsen von Dover soll der deutsche Jubelruf widerhallen: Hindenburgs Millionen-Armee ist mit Siebenmeilenstiefeln auf dem Wege!

In allen Gauen, die unsere Ostheere durchfahren, sind aus meilenweitem Umkreise die hergekommen, die in diesen Kriegsjahren zu Hause bleiben mußten. Auf den Bahnhöfen, wo die Truppen verpflegt werden, drängt sich das Volk zu Haufen, seine siegreichen Söhne

zu grüßen. Sie wollen den Tapferen ins Auge sehen, sie wollen denen die Hand drücken, die jetzt aus einem Weltengewitter ins andere fahren.

Feldfrische Gesellen sind es, die zu neuem Strauße ausziehen. Wind und Wetter haben ihnen auf russischer Erde ein gesundes Braun angeblasen. An diesen sehnigen Gestalten ist alles Muskel und Stahl. Die Gesichter sind wie in Eiche geschnitten, die derben, zähen Züge sind fest zusammengerafft. Prallgestopfte Backen freilich haben in Schnee und Eis, in Sumpf und Sonnenbrand von ihrer Fülle hergeben müssen, und manchem Landsturmmann haben schwere Kriegsnächte noch ein paar Runzeln zugelegt. Angemästete Friedenswämslein hat der Krieg in heilsame Kur genommen, und wenn dieser Doktor Eisenbart und sein Küchenmeister Schmalhans die Behandlung übernehmen, ruhen sie nicht, bevor nicht das letzte Lot trägen Fleisches weggeschmolzen ist.

Stubenhockern aber hat der Krieg die Brust gedehnt, mancher wird Atemnot bekommen, wenn er wieder in der Schreibstube sitzt! Manches Auge, das im Einerlei des Berufes müde zu werden schien, strahlt jetzt von großem Erleben. Diese Augen haben auf den russischen

Schlachtfeldern durch Höllen gesehen, sie kennen keine Furcht mehr. Das Großstadtgeschlecht dieser Zeit hat wieder einmal mit Erdgeistern, Waldwichteln und Berggöttern zusammengewohnt und ein heroisches Naturleben geführt. Die in den Städten zusammengefilzt waren, sind da draußen auf sich allein gestellt gewesen, da hat manch einer sich selbst entdeckt. Mancher ist als Herr Garniemand ins Feld gezogen, und jetzt zieren hohe Orden seine Brust. Alle haben den stählenden Odem der Mutter Erde gespürt und sind dabei, sich ihre Zukunft nach andern Plänen zurechtzuzimmern ...

Das Volk will Unmögliches tun, es will mit kleinen Angebinden die Tapferkeit seiner Söhne lohnen. Es will ihnen irgendwas zugute tun, die ihr Leben einsetzten. Die Herzen sind übervoll von Dankbarkeit — und von heimlichen Wünschen ... jedermann möchte es den Feldgrauen heimlich ins Ohr sagen: Packt in den nächsten Wochen fest zu da drüben! Den Teufel halte, wer ihn hält! Er wird ihn nicht so schnell zum zweiten Male halten! So mahnt euch Goethe.

Eine alte Mutter hat für ihr Scherflein eine Leckerei gekauft und reicht die bescheidene Liebesgabe einem Soldaten mit den Worten:

„Nehmt's nur, 's ist halt weit bis London!"

An der deutschen Reise nach England ist auch sie innerlich beteiligt, denn in Frankreich und Rußland sind ihre Söhne gefallen ...

Auch manche kleine Kostbarkeit wird im Tornister verstaut — es ist manchem alten Landsturmmanne sein Lebtag nicht so gut gegangen wie jetzt. Die Truppen fahren von einer blutigen Walstatt auf die andere, aber es ist ihnen zumute, als ginge die Reise durch Schlaraffenland, die erlesensten Delikatessen flattern durchs Fenster in den Wagen herein. Kaum sind sie eine halbe Tagereise auf der Fahrt nach dem Herzen Deutschlands, strecken sich ihre Hände schon nicht mehr ganz unwählerisch den Spendern und schönen Spenderinnen entgegen. Berliner junge Mädels, die durchfahrende Bataillone mit Schokolade und gut belegten Butterbroten bewirten wollen, müssen es erleben, daß ihnen ein Münchner „Leiber" ganz ehrlich erklärt:

„Woann daß eahr a Maß Hofbräu und a Kalbshax'n hätt't — kalte Küche und Limonade ziaht net mehr!"

Sogar Blumensträuße lehnen die vielumschwärmten bayrischen Löwen jetzt dankend ab, denn sie haben in ihren rollenden kleinen

Warenhäusern bereits eine Abteilung für Blumen einrichten müssen. Ein Chevauleger-Korporal, der eine Blumenschöne doch nicht abweisen mag, sagt:

„Werft's in Gottes Namen eini! I sag Eahna: m'r hab'n heint schon Blumen kriagt, daß m'r von Zeebrügge bis zu Greys Lügenministeri a Girlanden ziahn kenna! Ehbevor daß m'r da drüben ans Z'sammrechnen genga ...!"

Ein lustiges Völkchen ist's. Sie reden nicht von Kampfgetümmel und von der Kriegsmühsal, die aufs neue ihrer wartet, sie wollen sich nur „d' Englischmänns a bisserl in der Näh' anschaug'n!"

Die Wagen sind nicht groß genug, alle lustigen Einfälle und alle Kreide-Dichtungen zu fassen, deren Reime mitunter schwerer zu finden waren, als der Feind in den bestmaskierten Stellungen! Die Volksreime „... John Bull" und „... Jacke vull!" kehren in zehn Dutzenden zweifelhafter Schnadahüpfln wieder. Und hinter dem Vierzeiler

„Zarislaus
Kaput und aus.
Englischmann,
Jetzt bist du dran!"

mutmaßen die John-Bull-Reimer schon einen Dichter von Beruf.

Die Pontons sind natürlich als „Kanalflotte" bezeichnet. Und an einen Munitionswagen haben Kenner der englischen Damenwelt ein kleines Plakat gehängt:

„Vorsicht! Vorsicht! Brandbomben! Marke: Suffragettenstolz!"

Berliner Sanitätssoldaten haben über ihr Abteil geschrieben:

„Medizinische Gesellschaft zur Bekämpfung der englischen Krankheit. Mir werd'n det Kind schon losen lernen!"

An einem Wagen haben lustige Landwehrmänner, die London als Reiseonkels kennen gelernt haben, Figuren aus einem Kasperletheater aufgehängt. Eine Puppe stellt einen Engländer mit beträchtlichem Mundwerke dar, rechts und links von ihnen hängen Indianer, Kongoneger, Gurkhas, Zulukaffer, Kannibalen. Und darüber steht geschrieben:

„All-British Shopping Week." „Vaterländische Woche, in der ein guter Brite nur Waren englischer Herkunft kauft!"

Das war seit 1911 das beliebte Kampfunternehmen gegen die verflixten Made in Germany-Waren. Zweiundfünfzigmal im Jahre eine „All-British Shopping Week" —

dann mußte der peinlich erfolgreichen deutschen Industrie endlich der Garaus gemacht sein!

Abfahrt! Tausend Tücher flattern zum letzten Gruße auf. Und sehnsuchtsvoll schallt es von roten Mädchenlippen: Auf Wiedersehn!

„'s wird nicht lange dauern, sind wir wieder da! Wir wollen ja bloß einmal nach London 'nüber und Deutschland bei der Londoner politischen Gesellschaft für alle Zeiten gegen Einbruch versichern!"

„Woll'n ja nur das Londoner Hauptpostamt von den viertausend Telegraphisten säubern, von den Lügenschippels, die die ganze Sache angestellt haben ...!"

„Schafft's gut — und auf Wiedersehn!"

Der nächste Riesenzug bringt vergnügte Sachsen. An einem Abteil prangt die lustige Inschrift:

„Achtung! Korps-Hebamme! Hier werden Anmeldungen zur Entbindung vom Londoner Vertrag, Separatfrieden betreffend, angenommen."

Ein anderer Zug schleppt ein überplantes Riesengeschütz nach der Westfront.

„Die dicke Berta im Schlafrock."

„Was det Mäjen for Hüften hat ..."

Und einer aus der Bedienungsmannschaft, eine feldgraue Kammerzofe der dicken Berta, meint:

„Paßt mal auf, wie die sich erst entwickelt, wenn sie in Seeluft arbeiten darf!"

Halloh und hab' d' Ehr! Lustige Österreicher fahren ein. Kaiserjäger, Bosniaken, blauäugige Sachsen aus Siebenbürgen und Tiroler Landsturm, Sandwirtsjünger aus dem Ötztal und dem Pinzgau, aus dem Passeier und dem Obervintschgau; Steirer, die auf Felszinnen und in Steinkaminen gehorstet hatten; Honveds, die sich einst über die sturmgepeitschten Schneehänge der Karpathen siegreich den Weg bahnten — alle sind stolz, daß sie unter Hindenburg weiterkämpfen dürfen! Sie wollen auch an ihrem Teile helfen, daß die großen Tage bald, bald kommen, mit denen einst die Geschichtsschreiber ein neues Kapitel der Weltgeschichte einleiten werden. Keiner täuscht sich darüber hinweg: es wird nicht leicht sein, die Weltfriedensbrecher auf ihrer Insel zu fassen! Der letzte Siegeszug der deutschen und österreichischen Fahnen wird zäheste Kraft fordern — der Gratweg zur letzten stolzen Höhe kommt jedem Gipfelstürmer sauer an, das wissen diese österreichischen Alpenländler.

Aus ihren Wagen strahlt frohe Zuversicht. „G. m. b. H." haben sie an ein Abteil geschrieben. „Grenzregulierungskommission mit brillantem Humor" soll es bedeuten. Ja, den haben sie, den goldenen Weaner Humor! Sie bändeln mit jedem Mädel an, scheinen aber in ernsteren Liebesdingen erfahrene Philosophen zu sein. Einer aus dem Bataillon Wiener „Tiefbauingenieure", ein Schipper mit dem Virginierstrohhalm hinterm Ohr und im Schmucke eines Vollbartes, den er mit einer beßarabischen Heckenschere verschnitten zu haben scheint, beobachtet einen preußischen Husaren, der auf dem Bahnsteig von seinem Liebchen Abschied nimmt. Wie er sieht, daß der junge Reitersmann im letzten Abschiedskusse sein Mädel voll Heißhunger an sich reißen möchte, da warnt er:

„Hört's mi hiatzt auf mit dera süaßem G'schleck! Seid's g'scheit, und macht net a Dummheit! 's ist schon manchem in a Mandel Schlacht'n nix g'scheg'n, und am End', ui jegerl! ist er noch standesamtlich derschoss'n word'n!"

Alle Witzteufelchen sind los. Mit „Behüt euch Gott!" und „Heil und Sieg!" rollt ein Zug hinaus, mit brausendem Hurra wird der nächste empfangen.

So geht es auf allen Ost-West-Linien von früh bis abends und wieder bis zum Morgen. Und immer schlägt frohe Zuversicht ihre Wellen herüber und hinüber. Dankbar grüßend steht das deutsche Volk um seine wackeren Söhne. Und alle, die nicht selbst unter die Fahnen treten dürfen, haben noch einen sehnlichen Wunsch, einen wichtigen Auftrag an die Kanalfahrer ...

* * *

Manch einer freilich atmet jedesmal befreit auf, wenn er an dem lauten Bahnhofstreiben vorüber ist und wieder neben ein paar gleichgestimmten Kameraden mit Busch und Flur allein sein kann. Vielen ist die Fahrt durch die deutschen Lande viel zu feierlich, als daß sie noch Sinn für kleine Witzeleien haben könnten. Denn das Heer von 1914, das ist das Volk. Und so mannigfaltig das Seelengefüge der Deutschen ist, von so verschiedener seelischer Artung sind in diesem Kriege die Soldaten. Um dieses Heer ist keine Kasernenluft, jeder sieht die Dinge des Lebens ganz nach seiner Art.

Viele möchten auf dieser Fahrt nicht umjubelt, nicht einmal angeredet sein. Denn sie sind jetzt dabei, sich aufs neue ihr deutsches

Vaterland zu entdecken. Wie Kinder, die zum ersten Male auf der Eisenbahn fahren, lassen sie ihre Augen die Landschaft abtasten. Sie sind monatelang durch Feindesland marschiert und haben nichts anderes gesehen, als Nistplätze von Not und Sorge, zerstampfte Wiesen und zerrissene Äcker, die blutige Kleiderfetzen trugen und zerbeultes Gerät. Sie haben auf den Trümmerfeldern Galiziens gefochten, sind über grauenvolle russische Schädelstätten marschiert, und jetzt sehen sie wieder deutsches Land! Um unversehrte Dörfer breitet sich die liebliche Festlichkeit der deutschen Wälder, lindenumhegte Weiler blinzeln aus Talwiegen, stolze Landhäuser grüßen von unverwüsteten Bergmatten. Deutsches Land und strahlend der deutsche Himmel darüber — — zeuch deine Schuhe aus, denn hier ist Heiligland!

Als sie in polnischen Ställen und verkohltem russischen Gemäuer Unterschlupf suchen mußten, als sie durch Länder marschierten, die aus tausend Wunden bluteten, da erschien ihnen in seligen Träumen das ferne Deutschland wie ein Märchen — jetzt sollen sie auf ein, zwei Tage in dieser goldenen Wirklichkeit wohnen dürfen! Bei der Fahrt über die deutsche Grenze haben etliche ihren Skat abgebrochen.

Nun leuchten die Augen auf, nun trinken sie sich satt an der unversehrten Pracht der Weiden und Waldbreiten — es ist ihnen, als sähen sie das alles zum ersten Male. Sie haben lange Monate hindurch in stark eisenhaltiger, „dicker“ Luft zugebracht und endloses Elend gesehen, jetzt kommen sie aus der Todesluft in den würzigen Brodem deutschen Waldes, mit jeder Faser möchten sie den Duft der deutschen Scholle einsaugen! Lange im Herzen gespeicherte Sehnsucht fällt jetzt in die deutsche Landschaft ein wie ein Vogelschwarm in ein süßes Fruchtfeld.

Hat denn wirklich dieses Land gegen eine Welt von Feinden im Kampfe gestanden? Soweit das Auge auch schaut, allum Herdglück und unberührtes Ackerland. Diese gesegneten Markungen hat England aushungern wollen? Rauchkringel über den Häusern plaudern ein gutes Abendbrot aus ...

Die Soldaten fahren in einem Rausch von Heimatglück dahin, die Männer mit der rauhen Rinde sind ganz in die Sehnsucht verstrickt ... irgendwo hinter den Wäldern liegt i h r Haus ...!

Wehmutvolle Heimatlieder klingen an. „Dich, mein stilles Tal, grüß ich tausendmal ...!“ Soldatenlieder gelten ihnen jetzt

nichts, sie stimmen gemütstiefe, alte deutsche Volkslieder von der teuren Heimat an. Denn das Heer von 1914, das ist das Volk.

Aber dieses Glücksgefühl, das auf der Fahrt durch Heimatland die Herzen der Soldaten erfüllt, berauscht nicht nur, es stachelt immer mächtiger auf, es fordert heraus! Sie wollen nicht länger Zaungäste dieses Heimatfriedens sein, sie wollen das Recht, ihr gutes Recht auf die Heimat haben! Sie wollen alles daransetzen, sich den Weltfrieden zu erkämpfen! Zwischen den Strophen ihrer Heimatlieder ballen sie die Faust. Ihre Gedanken gehen die suchen, die den Deutschen ihren Frieden nicht gönnten ... ihre Herzen füllen sich bis an den Rand mit Haß gegen Albions Krämer und Neider!

Viel feine Naturen sind unter den Soldaten, die haben noch zu Anfang des Krieges nichts aufrichtiger gehaßt, als alle Haßgedichte und Haßpredigten und alles, was der Völkerverhetzung Vorschub leistet. Seitdem sie aber erkannten, wohinaus Albion mit seiner Heuchelei wollte, wie es mit seinem schnöden Golde sich Verräter an der deutschen Sache dingte, wie es Lüge, Rank und Scheelsucht gegen das deutsche Schwert ins Feld führte, wie es von farbigem Gesindel feinkultivierte

deutsche Hirne hinschlachten ließ, da sind sie zu dem Wahlspruche gekommen:

Gebet dem Frieden, was des Friedens ist, und dem Kriege, was des Krieges ist!

Ein nichtswürdiger Geselle ist es, der im Frieden Völkerzwietracht sät, aber ebenso nichtswürdig ist jener, der in diesem Kriege ein hassendes Herz klein machen will!

Schauend, träumend, fäusteballend fahren Hindenburgs Mannen durch die deutschen Gaue. Nein, sie wollen nicht lange noch Träumer von deutschem Schollensegen und Herdglück sein! Sie wollen mit ihren Schwertern den Weltfrieden erzwingen, sie wollen mit gesammelter Kraft niederkämpfen, was noch zwischen ihnen und diesem Glücke steht!

* * *

In Berlin hat sich das Gerücht verbreitet, Hindenburg fahre am Abend nach der Westfront durch, gewiß werde er für ein paar Stunden Gast des Kaisers sein! Ganz Berlin ist bis in die späte Nacht hinein auf den Beinen geblieben und hat dem großen Russenbezwinger allerhand Ehrungen zugedacht.

Hindenburg kommt nicht. Er ist bereits über dem Rheine. Ein Wort des großen Feldmarschalls geht von Mund zu Mund:

„Der russische Zusammenbruch ist ein angenehmer Teilerfolg, aber es ist noch nicht Zeit, Feste zu feiern.“

Und viele seiner getreuen Kämpen sind seines Geistes geworden. Ohne großes Daherreden fahren sie zu neuen Kämpfen aus, ruhig, mit zusammengeballter Kraft und geschärftem Auge, aber ganz ohne Tuerei. Denn sie haben draußen das erhöhte Leben der Tat gelebt und unterscheiden fein säuberlich Worte vom Krieg und sein Wesen. Alle großen Hymnen vom Heldentum weisen sie zurück. Sie heißen es Selbstverständlichkeit, was sie taten. Sie werden aber doch um das Wort Heldentum nicht herumkommen, wenn sie einmal über sich selbst Geschichte schreiben werden. Rußlands Macht mit den schier märchenhaften Ausmaßen, Rußlands Heer mit den gigantischen Zahlen niedergerungen! Wer an die Vollendung dieses germanischen Meisterwerkes mit Hand angelegt hat, darf wahrhaftig ein rühmendes Wort aus dankbarem Herzen hinnehmen. Wenn es je Helden gab, ist der ein Held. Und wäre ihm auf dem russischen Feldzuge nie ein Feind unter die Klinge geraten, er ist ein Held im Ertragen.

Sie lieben das Laute nicht und sind allen Traras entwöhnt. Wie die Züge durch die

Mark rollen, schaut mancher sinnend in die Vergangenheit. Hier auf den märkischen Sturzäckern exerzierte einst der große Friedrich seine Garden ein. Als England schon behaglich im Reichtum saß, troff hier Schweiß von den Stirnen ... Und wo die kleine preußische Stammtruppe einexerziert wurde, rauscht nach anderthalb Jahrhunderten ein siegreiches Millionenheer vorbei! Es will endlich das Volk fassen, vor dem schon der große Friedrich warnte.

Auf der langen Fahrt ist kaum ein Landkreis, in dessen Bereich nicht ein Ortsname an eine Schlacht erinnerte. Deutschland hat sich hart, bitter hart durch die Jahrhunderte heraufarbeiten müssen — — Deutschland kann wahrhaftig stolz sein auf das siegreiche Heer, das nach langer Schulung im Geiste Friedrichs des Einzigen Einziges vollbrachte und jetzt zu einem zweiten dröhnenden Schlage ausholt!

Auf der Weiterfahrt nach dem Rhein gehen die Gedanken manches Sinnenden grüblerische Pfade ... manchem hat erst dieser Krieg den großen, weitüberschauenden Blick geschenkt. Der feldgraue Lehrer fährt an einer Dorfschule vorüber ... Wenn er wieder vor seiner Stadtjugend stehen wird, will er nicht mehr ein langes und breites über Ludwig das Kind

und Karl den Dicken reden, sondern zeigen, was den Völkern von heute Mutter Erde ist, und wie Kraft des Bodens und Geschichte als geheime Miterzieher sich verketten und dem Volke seine Ziele geben. Und so will er wirken, daß seine Scholaren einst als Männer in der Gegenwart Bescheid wissen.

Und dem jungen feldgrauen Geistlichen, der auf den Bahnhöfen Soldaten bei den trauernden Müttern ihrer gefallenen Kameraden stehen sieht, ist in diesem männermordenden Kriege der letzte philosophische und soziale Gehalt des schlichten Wortes offenbar geworden, das Jesus am Kreuze sprach:

„Siehe, das ist dein Sohn, siehe, das ist deine Mutter!“

Kriegszeit lehrt tiefer schürfen.

Und in die weitausholenden Gedankengänge des einen und in die sehnsuchtsvoll wehmütigen Heimatlieder des andern kalauert wohlgemut der dritte hinein. Und es ist vielleicht gut so.

Während hier zwei Landwehrleute den Zusammenhängen zwischen den letzten Dingen des Daseins in Krieg und Frieden nachgehen, hören sie, wie sich im Nachbarabteil zwei Landser über englische Finanzpolitik unterhalten. Der eine sagt:

„An den Dardanellen sieht man die ganze schäbige Filzigkeit der Engländer in Geldsachen. Für den Kopf eines Deutsch-Türken, der der englischen Heeresleitung tot oder lebend eingeliefert wird, haben sie ganze sechs Pfund ausgesetzt! Da ist unser Kaiser doch nobler. Er hat auf einen bestimmten Kopf den „Pour le mérite“ gesetzt!“

„Auf welchen?“

„Auf den Brücken-Kopf von Calais!“

Weihestimmung und Schimpfen und gute und schlechte Witze ineinander gequirlt — das ist das Soldatenleben in den Kampfpausen.

* *
*

Nun sehen die ersten Osttruppen den Rhein! Die Soldaten schweigen und schauen in die Weite. Feierstimmung ist um sie her, sie holen ganz tief Atem — — sie sind quer durch das deutsche Vaterland gefahren und wissen, was Friede ist ...

Ein leuchtender Sonnentag läßt seine blaugoldene Fahne über dem Rheinlande wehen. An den Ufern des Stroms tummeln sich fröhliche Menschenkinder. Junge Landfahrer ziehen singend ihre Straße.

„Ihr Jungen da unten, wandert lustig weiter über Berg und Tal, stählt euern Leib

und nährt schauend eure Seelen! Freut euch von ganzem Herzen eurer Jugend, und schätzt das Glück, daß ihr einmal ernten dürft, was wir jetzt für euch säen! Bleibt so schlicht in euerm Wesen, ihr jungen Wanderburschen mit dem Eichenreis am Lodenhute, und laßt eure Augen von der Schönheit der deutschen Auen trinken, was die Wimper hält! Werdet in diesen großen Tagen nicht altklug, fangt nicht an zu politisieren, füttert eure jungen Seelen nicht bloß mit Buchweisheit! Durchwandert die deutschen Gaue lustigen Bluts und leichten Sinns, als hätte das deutsche Land von Anbeginn der Welt so sorglos in der Sonne gelegen, und als könne das bis in alle Ewigkeit gar nicht anders sein! Das Leben wird euch früh genug dazu seine Randbemerkungen machen ... Behaltet eure Heimatscholle lieb, und ehrt eure deutsche Muttersprache — das ist vorläufig alles, was ihr zu tun habt! Werdet stolz auf euer Heimatland, denn in diesem Stolz ist alles: der Wille, von diesem Glück nie und nimmer ein Stücklein herzugeben. Der Mut zu einem starken Mannesleben. Kriegsbereitschaft."

Das ist das Testament der Soldaten, ihr letzter, heiliger Wille, ehe sie zu neuen Schlachten ausziehen.

Was die wackern Männer empfinden, wie sie über den Rhein fahren, liegt jenseits aller Worte. Goldenes Glücksbewußtsein ist in ihnen, und das Gelöbnis, die hart anzufassen, die Deutschland und der Welt durch frevelhaftes Ränkespiel den Frieden nahmen ...

* *
*

Zwischen Aachen und Brüssel hält Kaiser Wilhelm die größte Truppenschau aller Zeiten. Die Bezwinger der Zarenarmee marschieren noch einmal an ihrem Kaiser vorüber, ehe sie zu letzten Entscheidungskämpfen an die Front ziehen. Voll Stolz fühlen die deutschen Heerscharen noch einmal die blauen leuchtenden Augen des mächtigsten Fürsten der Erde auf sich ruhen. Sie grüßen ihn, den in Liebe und blindem Haß die Gedanken der ganzen Welt umkreisen, der fünfundzwanzig Jahre Hort des Weltfriedens war, jetzt im Mittelpunkte des größten Krieges der Weltgeschichte steht und vielleicht als der größte Deutsche in der Geschichte Germaniens durch die Jahrtausende fortleben wird!

Wieviel sittliche Kraft muß sich in unserm Kaiser aufrecken, wenn Albions politische Krämer und Ränkespinner sich durch Wesen und Wirken unseres Kaisers in ihren geschäftlichen

Erfolgen so schwer gefährdet fühlen, daß sie sich im Bunde mit gemeiner Lüge und Schmähsucht wutgrimmig gegen ihn aufbäumen! In den Augen seiner Soldaten liest der Kaiser die Antwort auf all die widerlichen Anwürfe vom Kanal her ...

Und neben dem Kaiser sehen die Osttruppen ihren Hindenburg wieder!

Den Soldaten nach des Kriegsgottes Herzen!

Den Feldherrn mit den mild leuchtenden und zuweilen stahlblank aufblitzenden Moltkeschen Späheraugen.

Den großen Deutschen von kraftvoller, urgermanischer Gestalt, in dessen markigen, von eiserner Willenskraft gemeißelten Gesichtszügen etwas von dem Trotz ist, mit dem Bismarck gegen alle Widersacher deutschen Wesens auf war.

Den an strategischen Formen überreichen Schlachtenlenker, dessen Pläne den großen Wurf des Meisters, des schöpferischen Künstlers zeigten. Der unbekümmert aller Hindernisse und mit unerbittlicher Strenge auf das letzte Ziel losging und doch zum Entsetzen der Feinde von der Klausel „Änderungen des Programms vorbehalten!" genialen Gebrauch machte!

Den geheimnisvollen Hexenmeister, der seinen Truppen die Tarnkappe aufzusetzen verstand, zuweilen lange zu zaudern schien und dann plötzlich so fest zupackte, daß die lebendige Beute nach Zehntausenden gezählt ward.

Den Mann der Tat, den die Zeit erhöhte wie selten einen! Den unsterblichen Helden, der im Schmucke einer stählernen Ritterrüstung im Volke weiterleben wird!

* *
*

Und nun werden unsere treuen Wächter der Westfront von den unsäglichen Qualen des Stellungskrieges erlöst. Heldentum von antiker Größe lag in ihrem zähen Ausharren in den Lehmlöchern, in der tapferen Abwehr stierhörniger Vorstöße und in dem Ertragen des nervenquälenden Granatfeuers, das Tag und Nacht wütete und kaum ein Atemholen gönnte. Jetzt ist die Stunde da, in den Schützengräben die Sturmleitern bereitzustellen!

Die österreichischen Motorbatterien und die Essener Riesen, die gemeinsam die russischen Festungswälle wegbliesen, langen jetzt in die französischen und englischen Schanzwerke und Erdbastionen hinein, holen die feindlichen Kolonnen aus Verhau und Unterstand hervor und bringen die Lawine westwärts ins Rollen.

Sie umkläffen in ganzen Rudeln Dünkirchen und Calais, schießen die beiden Festungen zusammen und bereiten den weltgeschichtlichen Zusammenbruch des französischen Heeres und der englischen Festlandstruppen vor.

Wütende Feldschlachten entbrennen, über deren Ausgang die Welt nicht einen Augenblick im Zweifel ist, denn jetzt hat die deutsche Armee zum ersten Male einen Verbündeten in ihren Reihen, der allein zwar nichts ausrichten kann, im Bunde mit Tapferkeit aber den Sieg erzwingen muß — das ist die Zahl, die ziffernmäßige Übermacht.

Die Millionen der Ostarmee überrennen alle Gräben am Kanal. Jetzt zittere, Albion!

Ein Riesenschwarm von Zeppelinen, von dessen Größe selbst deutsche Soldaten nicht zu träumen wagten, sind an einem nebligen Morgen nach der Westküste Englands gefahren und haben die englische Flotte heimgesucht. Mit tausend Bomben sind fünfzig Volltreffer erzielt worden. Explosionen haben das Werk der Zerstörung fortgesetzt. Fast gleichzeitig ist eine Riesenflotte von Unterseeboten in den englischen Kriegshafen eingebrochen und hat das Werk vollendet ...

England hat sein Sedan. Jetzt soll es noch sein Paris erleben!

Die Überfahrt



Es ist Nacht.

Auf den Reeden von Zeebrügge, Dünkirchen und Calais liegt Schiff an Schiff. Eine Geschäftigkeit ist in den Häfen, als habe der ganze Kontinent sein Bündel geschnürt, um in eine bessere Welt auszuwandern. In eine bessere Welt? In eine der kalten Höllen geht's, von denen asiatische Religionen erzählen. Einem kalten Teufel geht's zu Leibe, der jahrhundertelang vom Kontorsessel aus Politik machte und, kühl bis ans Herz hinan, mit Geschick und Erfolg das Schicksal der Völker nach dem Ausweis seiner Geschäftsbücher zu bestimmen versuchte.

Im Küstengebiete von Dünkirchen biwakieren ungezählte deutsche Regimenter und warten auf den Befehl, an Bord zu gehen. Und in Calais und Zeebrügge liegen die mächtigen Kähne unter Dampf, die den Truppen Munition und Proviant nachfahren werden und das tausenderlei Kriegsgerät, das eine Riesenarmee als Nachschub braucht.

Der Ehrgeiz der Truppen, die hier die Stunde der Überfahrt erwarten, hat nicht sein großes Ziel erreicht. Als die jungen Helden von der Ukraine westwärts fuhren, hofften sie, als die Ersten Englands Küste zu betreten, und nun haben sie erfahren

müssen, daß seit zwei Tagen bereits fünfzig Bataillone drüben stehen.

„'s ischt do zum Kuckuck! In zwei Mandle Schlachten habe mer im ersten Glied g'stande, und alleweil, wo sich unsere Kindskinder noch nach tausend Jahr' von der große Sach erzählt hätten, san mer z'spät kumme!" sagt einer und streicht dabei seinen gelben stopplichten Kriegsspitzbart, der auf drollige Art an seine Heimat erinnert, an die Geißen der Schwäbischen Alb. „Wie's böse Wetter müsse die deutsche Landsleut' über John Bull herg'fahre sein!"

Ja, die ersten Schläge zur Vorbereitung der Invasion sind furchtbar hart gewesen, aber kurz. „Tragisch, aber einfach." Der Sturm auf die Festung Britannia ist so kühn und sicher an die Kanalschanzen herangetragen worden, als wäre die englische Feste nur eine aus dem Dutzend. Acht Tage lang haben neue Kruppsche Riesengeschütze nach Dover und Folkestone hinübergefühlt, haben an der Südküste Englands alles Leben vernichtet und alles Menschenwerk zusammengeschossen. Unter dem Trommelfeuer der Essener und Pilsener Ungeheuer sind die starken Befestigungswerke zu Schotter zerhämmert worden. Während Truppenlan-

dungen zwischen Yarmouth und der Themse-mündung vorgespiegelt wurden, sind die drei Wasserstraßen von Zeebrügge, Dünkirchen und Calais nach England durch eine Stahl-mauer von Torpedobooten und Minen und Tauchbooten nach Ost und West gesichert worden. Schließlich hat der Kaiser seinem Vetter die versprochenen kleinen Überraschun-gen beschert — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

und seit achtundvierzig Stunden stehen zwei Armeekorps auf den Wällen der Insel.

Ganz England ist in wildgrimmigem Hasse gegen die Germans auf. Jetzt rufen sie noch einmal die ganze Welt zum Beistand gegen die Eindringlinge an. Aber auf sinkende Schiffe drängt sich niemand. Zwar hat England noch eine stattliche Zahl ausländischer Bataillone und farbiges Volk aus aller Welt auf seiner Insel versammelt, die Invasion abzuschlagen, aber es wird ihnen nicht mehr glücken, ausländische Reserven heranzuholen. Jetzt ist England zum ersten Male seit Jahrhunderten auf sich selbst gestellt. Jetzt soll es zeigen, was es kann, wenn es für seinen Staatswagen keinen ausländischen Vorspann bekommt! Da ist nun die Not groß da drüben . . .

Die ganze Nacht rasseln auf den neudeutschen Ankerplätzen Nordfrankreichs die Krane. Kisten und Kasten, Ausrüstungsstücke, vieltausend notwendige Dinge liegen auf den Reeden gestapelt, Lebensbedarf für Mann, Tier und Geschütz. Ein Güterzug nach dem anderen durchquert Flandern, und die Schätze, die sie aus Deutschlands wohlgefüllten Speichern bringen, tauchen in Zeebrügge und Calais in die Ladeluken unter.

Im Kreise Dünkirchen ist kaum ein Haus oder eine Scheune, in denen nicht deutsche Truppen nächtigen. Von hier aus spinnen in dieser Nacht selige Träume über England nach der Heimat, denn der letzte Sinn dieser Ausfahrt zu harten Entscheidungsschlachten ist Friede, Weltfriede!

Major Sigwart und Leutnant Eickstädt finden keinen Schlaf und gehen auf Entdeckungsreisen. In der Nähe der Stadt sehen sie, wie Pioniere und Kompanien Armierungssoldaten noch um Mitternacht an einem Riesen-Strandhotel bauen. Es bekommt ein ganz besonders bombensicheres Dachgerüst... hohe Gäste werden erwartet: Zeppeline! Vier auf einmal. Neben dieser Halle ragt ein seltsames Kreuz. An den Stumpf einer Esche, deren Krone von einer Granate weg-

gefegt wurde, ist quer ein Propellerflügel genagelt worden, eine Holztafel trägt die handgeschriebene Inschrift:

„Hier ruhen die wackeren Mannschaften des Jubiläums-Luftschiffes Z. 100. Im Kanalnebel kamen sie den Festungswerken zu nahe . . .“

Das Kreuz und die Halle dahinter — von diesem Bilde kommt Major Sigwart lange nicht los.

„Wie ein Gleichnis von deutscher Art ist das Bild,“ sagt er zu Leutnant Eickstädt. „Mißerfolge halten den Deutschen nicht auf, sie bringen nur Trotz in seinen Fleiß. Hinter dem Totenkreuz die neue Halle . . . Siegerwille!“

* *
*

Die ganze Nacht über verstauen unsere feldgrauen „blauen Jungens“ das hochherrschaftliche Reisegepäck der deutschen Heere: Reitpferde, Automobile, Übersee-Ausrüstung bis hinab zum sprichwörtlichen letzten Gamaschenknopf.

Mitten in das emsige Hinundher hinein schrillt aus der Ferne der Warnruf wachsamer Posten. Sirenen heulen. Ein Fluggeuggeschwader ist vom Kanal her im Anflug.

England hat die unheimlichen feldgrauen Gäste auf der Schwelle und macht nun den letzten Versuch, die Einschiffung neuer Armeen zu stören. Die Not ist groß da drüben ...

Da kommen sie. Französische und italienische Maschinen tauchen unter den englischen auf. In höchster Bedrängnis hat England durch unbarmherzige Finanzoperationen seine verarmten Vasallenstaaten gezwungen, es mit Soldaten und Waffen und Munition zu unterstützen ... der Soldaten, der Waffen und der Munition haben sich unsere Tauchboote angenommen, aber die Flieger sind bei ihren Bundesbrüdern pünktlich eingetroffen, das gar nicht auszudenkende Unheil vom Geldgeber der Dreiviertelsbankerotten abzuwenden.

Das Surren kommt näher . . . drohend immer näher.

Bomben prasseln nieder wie vorweltlicher, schauerlicher Steinschlag. Ein Dröhnen, als fielen zertrümmerte Gestirne vom Himmel herab. Deutsche Geschütze brüllen auf. Ein paar deutsche Flugzeuge haben sich zweitausendfünfhundert Meter hoch tapfer zum Kampfe gestellt, müssen aber zehnfacher Übermacht weichen.

Infanterie legt zugweise an. Jede Se-

kunde aus den Wolken ein Blitz, und jeder Blitz ein Schlag. Unsere Kanoniere bleiben ruhig und zielen gut. Ein Flugzeug stürzt ins Meer, vier, fünf finden am Küstensaume ihr Grab. Und etliche taumeln wie schwingenlahme Bussarde, sie werden sich kaum heimfinden ...

Ein entsetzlicher Treffer: ein deutsches Schiff brennt!

Ein sinkendes Schiff mit Blutlachen und Pulverruß, Flugzeugtrümmer, gurgelnde Wellen, in Schmerzen sich krümmende Menschen — das ist der Ertrag weniger Minuten. So schnell der schauerliche Spuk kam, so rasch ist er verflogen.

Ein englisches Kampfflugzeug bekommt noch in den Lüften den Befehl, nach der Irischen See zu fliegen, denn von dort her haben englische Tauchboote durch Funkspruch gemeldet, daß ihnen der Kompaß zertrümmert worden ist. Der Vogel wird die Fische nach dem Hafen lotsen.

Murrend schäumt die Dünung gegen die Molen. Scheinwerfer tasten Himmel und Erde ab. Auf schwankenden Stegen verlassen die Kompanien das europäische Festland, aber ihre Zuversicht geht so sicher wie über Stahlbrücken nach dem britischen Eiland hinüber.

Sie möchten jetzt ein lustiges Lied anstimmen, müssen aber Germanenstolz und liederfrohen Tatendrang in der Brust verwahrt halten — das Wasser könnte Ohren haben! Es ist nach deutscher Art den Truppen nicht verschwiegen worden, daß es gestern einem englischen Unterseeboot geglückt ist, einen deutschen Truppentransportdampfer zu versenken.

Kein Tücherschwenken, keine winkenden Frauenhände, und alle Lichter abgeblendet. Aber in den Augen das Feuer der Begeisterung! Und dieses heilige Feuer soll den feldgrauen Seefahrern keine Macht der Welt je wieder abblenden!

Mann und Roß sind hundemüde, sie haben noch die Strapazen der letzten Schlachten um Boulogne in den Gliedern. Aber der Stolz, jetzt mit dabei zu sein, hält die Truppen wach! Wie die Anker gelichtet werden und zwei Torpedoboote sich als Schrittmacher einfinden, kommt es auch dem letzten Musketier zum Bewußtsein, daß er jetzt einen großen, einen denkwürdigen Augenblick der Weltgeschichte mit erleben darf. Jetzt geht's den Briten ins Heiligtum! Jetzt geht es an die Tische der Wechsler und Taubenkrämer, die auf dem Weltmarkte noch mit Friedenstauben feilhielten, als sie das Werk der Ein-

kreisung schon vollendet zu haben meinten und der russischen Kriegspartei bereits das Zeichen gegeben hatten. Jetzt ist das Allerheiligste des englischen Volkes in Gefahr, die Tresors zwischen Threadneedle und Prince's Street! Die Not im Geschäftsbereiche der Bank von England ist groß!

Die Maschinen stampfen, das Schiff sucht sich durch die Nacht den Weg. Kein Lichtschein am Ufer verrät, wie weit Dünkirchen schon zurückliegt. Gewaltige Feuersbrünste weiter drin im Lande schreiben es an den nächtlichen Himmel, daß das europäische Festland dank Englands jahrelangen, eifrigen, zielbewußten Bemühungen zu einer blutigen Walstatt geworden ist. Zwei peinlich unversehrte, blühende Oasen liegen darin: das Deutsche Reich und das Donauland.

Erst schüchtern nur, dann voll trotzigem Siegerwillen dämmert der Tag herauf. Am Osthimmel ist der Kampf des Lichts gegen die Finsternis entbrannt, ein paar Wolkendämme sind schon von den Vorposten des Tages besetzt, stürmend rückt auch diese Ostarmee nach Westen vor. Schwarzes Gewölk wird aufgerieben, strahlend kommt der junge Tag herauf! Vor ihm freilich liegt die Nordsee wie ein blutroter Teppich . . .

Der Morgen färbt die Kreidefelsen der englischen Küste rosa und begrüßt die deutschen Heerscharen. Die Augen der jungen Helden glänzen auf. Es müßten aber keine guten Deutschen sein, wenn nicht den und jenen das Morgenrot nachdenklich stimmte und die Seelen mit Heimatbildern und mit leiser Wehmut füllte. Schweigend und ganz in sich gekehrt rät manch einer, was der Tag ihm wohl bringen mag . . . und wie alles sein wird, wenn er wieder überfährt . . . Wird die Heimfahrt über den Kanal gehen oder über jenen schwarzen Strom, der die Insel der Toten umspült . . .?

Hier sitzt eine Gruppe junger Schwärmer vor dem Naturgemälde, dort begrüßt einer das Morgenlicht so:

„Na, endlich kann man eine Ansichtskarte schreiben!" Kriegspoesie und Landserprosa!

Aber Ansichtskarten schreiben sie heute alle, die Poeten unter den Feldgrauen und die Realpolitiker. Heute schreibt auch der Saumselige, der sonst der Feldpost wenig zu schaffen machte.

„Lieber Schatz! Heute sind wir endlich, endlich so weit: Gott strafe England! . . ."

„Geliebte Gustel! Hurra! Jetzt geht's los!

Jetzt wollen wir hinüber und die englischen Geschäftskontore auf Neidbazillen ausschwefeln! ..."

„Mei liabs Zenzerl! Dös wird a Gaudi! Balst Du den Schreibebrief kriegst, hat schon Dein Seppl mit dem Sabul den Strick zerschnitten, den der sakrische Malefiz-Eduard uns drah'n wollt'! ..."

So begeistert haben sie seit den Augusttagen 1914 nicht mehr geschrieben!

Schauend, schreibend, träumend kommen die Truppen ihrem Ziele näher, bald werden sie Insulaner sein!

„Stopp!!"

Das Schiff zittert in allen Fugen, so schnell ist ihm das Stillgestanden aufgezwungen worden!

Eine Mine treibt vor dem Bug!

Dieser Brocken aus dem eisernen Riesenwall Englands ist den Minenfischern entgangen. Aber die beiden flinken Schlachtrosse, die mit langflatternden Rauchmähnen kreuz und quer das Schiff umspringen, haben scharfe Augen! Bald ist dem unheimlichen Seegetüm der Giftstachel genommen.

Von England dringt fern knurrender Kanonendonner herüber — — da drüben mag's schon heiß hergehen! Aber die Zuversicht

unserer Soldaten steht unerschütterlich. Sie sehen endlose schwarze Wolken über dem Kanal treiben, Schornstein an Schornstein: Deutschland marschiert! Und sie sehen die drei Kampfgenossen an, die mit ihnen überfahren, drei schwere Geschütze, die mit ihren grausam harten Schlägen die Wälle der russischen Festungen haben zusammenhauen helfen. Die drei Zweiundvierziger schlafen jetzt wie todmüde Büffel. Die Kanoniere werden sie drüben wecken und sie wieder brummen lehren!

Eine steife Brise kommt auf. Das ewig lebendige Wasser des Kanals atmet heiß. Backbords lecken die Wellen gierig am Schiffsgewände. Den Landratten ist es ein schaurig-schönes Bild, wenn die Wellen die Torpedoboote übersprühen und geifernd an den Planken des Dampfers hochfahren. In den Jahrmillionen, seitdem Meereswogen das Erdenrund umspülen, hat sich das Meer noch niemals mit so viel Schiffswerten gemästet wie in diesen Kriegsjahren, und nun scheint es, als wäre es im Überflusse erst recht gefräßig geworden. Ein guter Happen wär's freilich, ein kriegsstarkes Regiment deutscher Weltkriegssieger! Wachsam stehen die Deckoffiziere und suchen mit ihren scharfäugigen

Gläsern das Rund ab. Jeder Matrose späht mit Habichtsaugen . . . jetzt läßt sich Amt und Arbeit der einzelnen Kämpfer nicht mehr mit dem Begriffe Pflicht messen, jetzt gibt jeder aus innerstem Drange sein Letztes, denn jeder weiß, daß Deutschland von Stunde zu Stunde auf Nachricht wartet, und daß die ganze Welt in diesen Tagen den Atem verhält! Jetzt kommt's auf den letzten Mann an! Jetzt bestimmt jeder einzelne über Germaniens Geschick!

Die Kreidefelsen sind immer näher gerückt.

„Hurra! Dover!"

Eine malerische Bucht mag es im Frieden gewesen sein, jetzt rauscht das Meer um einen Trümmerhaufen. In den Runsen der Felsen hängen noch Rauchfetzen von Sprengschlägen und Feuersbrünsten.

Rasselnd sucht der Anker Grund. Die beiden kleinen flinken Rappen mit den flatternden Mähnen verschnaufen ein paar Minuten, dann galoppieren sie zurück, ein neues Regiment zu betreuen. Vielleicht geleiten sie schon jetzt ihn herüber, der mit seinem Stab in Dünkirchen in der Nähe des Telefunkenapparates weilt und die in Südengland entbrannte Schlacht leitet.

Nachdem die Truppen bergauf marschiert und an den Trümmern der Festungswerke und Kasernen vorbei gekommen sind, machen sie an einem Feldaltare Halt. An der Schwelle Englands will der Geistliche zu den Soldaten vom Wachen und Beten predigen: daß das Herz demütig sei vor Gott und der Nacken steif vor dem Feinde! Daß das Herz bete und das Auge wache! Er liest aus der Bibel den Text vor, in den alle seine Gedanken zusammenlaufen sollen:

„Der Herr wird mit dir sein und die Hand nicht abziehen, noch dich verlassen, bis du — —"

„Flieger!!"

„Weggetreten!"

„Deckung gegen Sicht!"

Sobald die Truppen aus ihren Deckungen hervorkriechen dürfen, scharen sie sich wieder um ihren Prediger. Der liest weiter:

„Der Herr wird mit dir sein und die Hand nicht abziehen, noch dich verlassen, bis du alles vollendet!"

„Bis du alles vollendet . . .!"

Das nehmen die Soldaten aus dem Gottesdienste mit in die Schlacht hinüber.

Kämpfe in Südengland



Die Heerstraßen, auf denen die heute gelandeten Truppen in den südenglischen Provinzen einmarschieren, bieten ein Bild des Grausens. Die deutschen Korps, die nach der heißen Schlacht in den Hopfenfeldern der Grafschaft Kent jetzt bereits die mit landschaftlicher Schönheit reichbeschenkte Grafschaft Sussex im Siegesmarsche durchqueren, haben einen Franktireurkrieg zu bestehen gehabt, der mit seinen Greueltaten die Schuftigkeiten belgischer Schurken übertroffen hat. Die deutschen Heerführer sind zu harten Gewaltmaßregeln gezwungen worden! Englischer Heimtücke und Hinterlist werden sie ein Mahnzeichen sein . . .!

Um seine Dresdener Königsgrenadiere recht anschaulich über die Lage der Dinge zu unterrichten, versammelt Major Sigwart sie um sich und liest ihnen einen Aufruf vor, der gestern einem standrechtlich erschossenen Unhold abgenommen worden ist, einem Gemeindevorstand und heimtückischen Rädelsführer:

„Mitbürger! Die deutschen Hunnenhorden haben ihre rauhen Barbarenfäuste gegen uns erhoben! Die Todfeinde allen Kulturfortschritts, die Knebler aller Menschenrechte

weiden ihre Ulanenpferde auf Britanniens heiligen Gefilden! Der Moloch des preußischen Militarismus reißt sein stinkendes Maul auf und droht, uns zwischen seine Zähne zu nehmen! Gentlemen Britanniens! Wir fragen euch: wollt ihr diese Germans, die wegen ihrer notorischen Unbildung in der Stadt der Kultur, in London, nur als Kellner und Barbiere ihr Fortkommen finden konnten, wollt ihr sie auch nur eine Stunde länger in euerm Mutterlande dulden? Ladies Britanniens! Wir fragen euch: wollt ihr den fetten Söhnen der sauerkrautbrauenden „Hausfrauen" Durchzug gewähren durch die Straßen eurer Heimat? Wollt ihr das nicht, so greift zur Waffe! Euer König ruft euch in einer schweren Stunde an! Sorgt dafür, daß jede Gemeinde, jedes Haus eine Falle werde, aus der keine deutsche Ratte lebend herauskomme!"

Nun wissen die Soldaten, wie behaglich es in den Quartieren dieses Kampfgebietes sein wird! Bei Revolverhelden und Giftmischern!

Major Sigwart macht seinen Leuten größte Vorsicht zur Pflicht und schärft ihnen ein, mißtrauisch zu sein auf Schritt und Tritt.

Er schließt seine Ansprache:

„Für den Haß gibt es keine Weltgeschichte. Der Haß hat niemals aus der Vergangenheit gelernt, Englands Haß ließ sich nicht einmal durch Belgiens Schicksal belehren! Wiederholen wir den Heckenschützen die Lektion von Löwen, wenn es sein müßte! Wir wollen ehrlichen Kampf mit Soldaten! Banditen aber sollen keinem deutschen Soldaten ungestraft ein Haar krümmen dürfen!"

Für den Major machen sich auf dem Vormarsche keine harten Befehle und keine Gewaltmaßnahmen mehr nötig, die deutschen Spitzenkompanien haben bereits zur Vernunft erzogen . . .

* *
*

Wenn den Truppen Glücksträume in der Richtung auf London vorausmarschieren, geht's wacker vorwärts! Unsere Feldgrauen sind lustig und guter Dinge.

Aber bald redet bitterharte Wirklichkeit in ihre Träume hinein. Schon schrecken die Spuren der wütenden Feldschlachten dieser Tage. Jede Hecke, jedes Gehöft ist den deutschen und österreichischen Heeren auf ihrem Siegeszuge zu einem roten Meilensteine geworden. Manch ein flüchtig gefügtes, rohbirkenes Kreuz am Wege trägt einen feldgrauen Helm.

Der Weg geht durch hingemordete Landschaftsschönheit. Die Parke englischer Lords hat der Krieg zerstampft und zerwühlt. Uralte Eiben bluten aus weißleuchtenden Splitterwunden. Sie haben Jahrhunderte überlebt und wußten nichts davon, daß es auf Erden zuweilen Kriegsgetümmel gibt. Ja, Old-England ist es gut gegangen im Laufe der Jahrhunderte! Es führte oft genug Krieg und ließ andere Völker leiden und bezahlte Vasallen für sich kämpfen ... und seine alten Eiben erfuhren nichts von all dem unsäglichen Herzeleid, das der vielgeprüfte Kontinent ertragen mußte ...!

Gärtner Krieg hat in den Parkwiesen wunderliche Rondelle angelegt, Sprengtrichter gähnen. Und in den Rasen hat er seine mohnroten Ranken geflochten. Alle Gärten von Sussex hat er umgepflügt. Und wo der Krieg seinen Pflug gehen läßt, wird gut durchgeackert. Was mag das Riesengeschoß wohl in dem alten vornehmen Herrenhause gesucht haben? Waffen hat es sich herausgeholt: Steine, Pfosten, Betonfetzen, Tischplatten — damit hat es um sich gehauen und im weiten Umkreise jegliches Leben ausgelöscht.

Und auf den Feldern dieser fruchtbaren

Auen wachsen jetzt nur noch die Garben mit den blitzenden Stahlähren, Gewehrpyramiden. In jeder Geländefalte kribbelt es von deutschen und österreichischen Truppen, die in die Schlacht wollen.

An einem Eisenbahnknotenpunkt in Südsussex ist reiche lebendige Beute aus den letzten Kämpfen zu schauen.

„Der Krieg hilft manchem auf die Beine! Vor allem manchem Kavalleristen!" scherzt leise ein Grenadier, als etliche englische Kavallerieschwadronen in schmucken Khaki-Uniformen an den deutschen Truppen vorüber nach dem Bahnhof pilgern, um von dort aus die seit etwa zehn Jahren erträumte, wenn auch ein wenig anders geplante Reise nach dem Herzen Deutschlands und nach der Donau anzutreten ...

Die Gefangenenkarawanen, die dort rasten, sind eine gar seltsame Völkerschau. Indische Reiter mit falschen Edelsteinen in den Turbanen liegen neben zerlumpten Montenegrinern; nordindische Sikhs, Monegassen, Senegalesen, Basutokaffern aus Kapland, Kanadier, Gurkhas, Indianer, schwarze Südsee-Insulaner und Londoner City-Reservisten lagern einträchtiglich beieinander. England hat im Dienste der Menschheit keine Kosten

gescheut: Kulturträger aus den dunkelsten Weltwinkeln haben dem deutschen Hunnengesindel beweisen sollen, was Bildung und Gesittung ist!

Häßliche Kongoneger, deren zerrissene Gesichter noch alle Male belgischer Kolonialgreuel tragen, erzählen strahlend, wie Londoner Edelfräulein, vormals männermordende Suffragetten, sie als Befreier geküßt haben! Sie zeigen, wie ihre Arme die Schönen haben umschlingen dürfen — ihre Handwurzeln gleichen Fesseln von Raubtieren.

Einzelne Gefangene schauen ernst und sinnend drein, den Farbigen aber ist es wohl noch nicht zum Bewußtsein gekommen, daß sie auf der britischen Insel in kläglicher Leibeigenschaft geschmachtet haben, und daß sie nur durch Zufall ihrer höheren Bestimmung entgangen sind, als elendes Kanonenfutter in England ihr Leben zu beschließen.

Unter der Leitung eines Monegassen macht ein internationales Publikum im Straßengraben ein Spielchen. Bald sieht man, wie sie ihren Bankhalter, den Monte Carlinischen Fachmann, verprügeln, weil er gemogelt hat. Deutscher Landsturm muß den Spielsaal räumen.

Ein Australkannibale von gorillahaftem

Aussehen erzählt seine holden Erlebnisse mit seinen Quartierwirtinnen, mit den Misses im Nonnenkloster zu Mayfield, und seine häßlich aufgeworfenen Lippen geifern ...

„Pfui Deibel,“ sagt ein deutscher Landwehrmann. Er weiß nicht, daß es für die frommen englischen Damen jetzt nichts Anbetenswerteres gibt, als einen Hochedlen aus einer heidnischen Menschenfressersippe. Und was tut man nicht den Braven zuliebe, die die Welt von den deutschen Barbaren erlösen wollen!

Major Sigwart bittet seinen Adjutanten, von der lagernden Karawane eine Aufnahme zu machen.

„Schreiben Sie unter das Bild: Englische Munition.“

* *
*

Im Westen der Grafschaft Sussex steht ein schweres Schlachtengewitter. Der Aufmarsch der Reserven in dieses Kampfgebiet eilt. Hurtig geht es vorwärts.

Jetzt fängt es an, nach Chlor zu riechen. Unsere Grenadiere kommen den Gefilden näher, wo man wohl morgen schon das Bataillon brauchen wird.

Die Parke und Weideplätze sind eine grauenvoll drastische Beurkundung der jüngsten Kämpfe. Durchlöcherte Helme liegen hier, Radspeichen, zerschlissenes Sattelzeug. Stählerne Splitter von Riesengeschossen glitzern in der Sonne wie mittelalterliche Morgensterne, von Folterknechten gezackt . . . grausig. Vier Wegstunden weit sind die Granaten hergekommen, um hier einen meilenweiten Friedhof bauen zu helfen.

Mit weitaufgerissenen Augen und krampfhaft aufgereckten Beinen liegen die Pferde. Stattliche Rennpferde mögen es gewesen sein, sie haben sich wohl in Epsom vor Hunderttausenden zeigen sollen. Statt der bunten Jockeis reiten Raben auf ihnen.

Der beißende Pestgeruch würde Neulingen den Weg versperren. Unsere Soldaten sind zu wackeren Landsknechten geworden, es müßte schon knüppeldick über die Helden von Arras und Gilgenburg und Dukla dreinhauen, ehe sie kleinmütig würden! Sie wissen, daß der Weg zum Siege ein wenig anders aussieht, als er zuweilen in Jubelansprachen gezeichnet wird ...

Nach stundenlangem Marsche kommen die Grenadiere an den Teil des Schlachtfeldes dieser Tage, wo noch die Sanitätskolonnen

an der Arbeit sind. Wagen fahren vorüber, aus denen jammervolles Stöhnen klagt. Hier ragen aus einem Geröllhaufen ein Paar Stiefel heraus, sie triefen von Blut, es stecken noch Füße darin. Zu dem zertrümmerten Schädeldach dort werden die Lazarettgehilfen kaum den Rumpf finden. Einem englischen Reiter hat der Luftdruck einer Granate die Adern gesprengt, daß sein Gesicht von schwarzem Blute überronnen ist. An einem Eisenbahndamme liegen niedergesäbelte Pommern neben zerrissenen Hochländern. Und an demselben Bahndamme steht noch eine große Plakattafel, auf der mit Riesenlettern geschrieben steht:

„Auf nach Berlin! Großes Tennisturnier! Die Bälle liefert die Regierung! Große Attraktion! Guter Sport in Flandern! Anschließend Winzerfest am französischen Rhein! Siegesfeiern in den Ruinen von Krupp in Essen! Führung durch die Höhlen des Militarismus, durch die Berliner Kasernen! Besorgen Sie Ihre Anmeldung sofort! Guter Sport garantiert! Beeilen Sie sich, daß Sie mit dabei gewesen sind, ehe das große Finish kommt!"

Jetzt ist das große Finish da, und sie sind mit dabei gewesen. An den Pfosten dieses

widerlichen Plakates liegt ein Leichenknäuel. Sie mögen sich tapfer geschlagen haben, diese sehnigen Gestalten zäher Sportjünglinge, ehe ein Maschinengewehr sie zerriß!

Die ganze Landschaft, die im Frieden feingestimmte Bilder geboten haben mag, ist von häßlichen Reklametafeln geschändet. Wie unser Bataillon Rast macht, liegt es einem Riesenplakate gegenüber:

„Beechams pills are the best. Beechams pills cure.“ „Beechams Pillen sind die besten. Beechams Pillen kurieren.“

Ein Kompanieschreiber klettert mit dem Rotstift hinauf und verbessert:

„Germans Pillen sind die besten. Germans Pillen kurieren!“

Major Sigwart hat sein Wohlgefallen an solchen kleinen, lustigen Einfällen. Denn sein Wahlspruch ist: Frohsinn hilft dem Mann wacker vorwärts, ein griesgrämig Gesicht aber ist heimliche Fahnenflucht!

An die Gewehre! Weiter und immer weiter! Der Tag des letzten großen Sieges will mit Infanteriebeinen erlaufen sein!

* *
*

Sie marschieren bis zum Abend. Dann schlagen unsere Grenadiere ihr Zeltlager auf.

Noch vor Mitternacht prescht ein Meldereiter auf die Zeltstadt zu . . .

Alarm!

Der Major zieht die Vorposten ein. In ein paar Minuten ist das Bataillon marschbereit. Stolpernd geht's in die Nacht hinein.

Nach Mitternacht fängt da vorn die Schlachtenorgel mit allen Registern zu spielen an. Dumpf dröhnender Bardengesang. Am nächtlichen Himmel Lichtspiele der Scheinwerfer. Das Bataillon kommt dem Kampfgebiete näher, wo es keine Nacht und keine Rast gibt.

Nun ist schon das Gewehrfeuer Schuß für Schuß zu hören. Maschinengewehre schnattern derbe Lektionen herunter. Granaten stöhnen. Jetzt schmettern schwere Haubitzbatterien ihren Fehderuf hinüber! Neben dem Gebrüll dieser großen Bestien erscheint nun das Kleingewehrfeuer bloß noch wie armseliges Gekläff kleiner Köter, und das kurze, hastige Klopfen der Maschinengewehre wird scheinbar zu harmlosem Spechtsgetrommel.

Fahl dämmert der Morgen, und die Grenadiere marschieren und marschieren. Die Stirn ist naß, der Tornister zentnerschwer.

Hinter den Büschen schleichen farbige Jammergestalten hervor, Hunger treibt sie

aus ihren Verstecken. Sie heben die Arme hoch und schreien und wehklagen und gebärden sich wie vom Teufel geplagt. Sie beruhigen sich erst, als ihnen von deutschen Offizieren durch Dolmetscher wieder und wieder versichert wird, daß sie nicht auf Krupps Schießplätzen als Zielscheiben Verwendung finden werden!

Autos jagen vom Oberkommando zu den Stäben. Dem Bataillon wird Eilschritt vorgeschrieben.

Artillerieregimenter überholen in rasendem Galopp die scharf ausschreitenden Grenadiere. Reiterbrigaden jagen auf den staubigen Straßen vorbei und bepudern die Fußtruppen. Kein Tuchfärber könnte die Infanteristen so meisterhaft in Schutzfarbe kleiden und ihre Uniformen so genau auf englisches Landstraßencreme abstimmen, wie das Kavallerie und Artillerie im Nu fertig bringen.

Neue Befehlsbringer jagen heran. Das Bataillon soll auf Wagen vorgebracht werden!

Welches Hallo, als die ersten Gruppen in einen erbeuteten Londoner Auto-Omnibus einsteigen dürfen, auf dem noch in großen Lettern geschrieben steht:

„Fahr mit! Kitchener braucht dich! Allen, die eintreten wollen, steht dieser Wagen kostenlos zur Verfügung!"

Hurra Kitchener! Wir nehmen die gütige Offerte dankend an! Wir kommen! Wir kommen!

Pünktlich sind unsere Grenadiere am Rande des Schlachtfeldes eingetroffen. In jedem Parkgehölz wimmelt es von Truppen. Neben dem Bataillon stehen schlesische Jäger zu Pferde und harren des telephonischen Anrufs. Sie sind aufgesessen und klopfen ihren Pferden noch einmal den Hals . . .

Auch Artillerie steht in dem Gehölz in Bereitschaft und wartet auf den Befehl, in die Schlacht einzugreifen, die gegen Westen hin immer lärmender wütet.

An der Waldlehne unterrichtet Major Sigwart seine Offiziere über die Lage:

Drüben am westlichen Horizonte liegt Gibbet-Hill, der Galgenhügel. Und davor, an seinem östlichen Abhange, zieht sich der Bahndamm der Eisenbahn von London nach Portsmouth hin. Das sind die nächsten Ziele auf dem Wege nach London.

Am Rande des Schlachtfeldes! Hier ist die bedeutungsvolle Linie gezogen, die zwei Welten trennt:

Bis hierher reichen die Manöver-Erfahrungen, die sorgfältigen Vorarbeiten der militärischen Wissenschaftler — hier setzt das Wollen ein, hier erfolgt die Mobilmachung der höchsten sittlichen Kräfte. Bis hierher kam es auf die Marschbereitschaft der großen Massen an — nun muß jeder einzelne seinen Mann stellen! Bis hierher ist die Kriegsführung weises, halbmechanisches Gefüge — jetzt gelten scharfes Auge, rascher Entschluß und ein mutig Herz!

Reiter abgesessen! Das Innere des modernen Schlachtfeldes gehört der Infanterie!

* *
*

Die Reservebataillone am Rande des Schlachtfeldes bekommen Befehl, zur Verstärkung der Feuerlinie sich in die vordersten Schützengräben einzuschieben. Dort vorn ist viel Herzblut geflossen! Die Bataillone sollen in die hart umkämpften Gräben einspringen ... und die Soldaten brennen darauf, ihren schwer bedrängten Brüdern beizustehen!

Das Bataillon stiebt zu dünnen Schwarmlinien auseinander, und jede kleine Gruppe muß nun zusehen, wie sie heil vorwärts kommt. Das Gelände ist für Heranziehung

von Reserven nicht ungünstig. Hecken, Mauern, Parkgehölze bieten Deckung. Wo aber die Reservetruppen über ein offenes Flurstück rennen müssen, prasselt schauerlicher Eisenhagel auf sie hernieder. Zwischen den Gehölzen steht der Tod und fordert Wegzoll.

Furchtbar wütet das Schlachtenwetter. Der Nachhall der Sprengschläge kann nicht ausgrollen, denn in das Dröhnen paukt schon die nächste Granate hinein. Mag auch da drüben hinter Busch und Graben die Tötelust gierig nach Taten ausschauen, mögen in den zusammengeschossenen und kaum noch schützenden Laufgräben Tod und Siechtum sie umlauern, die Gruppen haben den Willen zum siegreichen Vorwärts, und dieser Wille findet den Weg. Bald hier, bald dort huscht es vor, ohne Unterlaß und ohne Zaudern. Die vordersten meilenweiten Gräben ziehen wie Magnete die kleinen Eisenspäne der Kompanien zu sich hin.

Ein langer, gefährlicher Schleichmarsch bringt das Bataillon des Majors Sigwart in die Gräben an der Front. Der Tod hat nur zwölfen seiner Braven den Weg verlegt.

Die Grenadiere sind atemlos gelaufen und gelaufen, als stünde hier ein Paradies offen. Und nun sind sie in eine Hölle geraten.

„Sie funken nit schlecht 'rüber, die Herren Englishmen!"

Das heißt in der Übersetzung ins Zivilisten-deutsch: Grausig wütet die Schlacht. Das Kampfgedröhn aller Schlachten dieses Welt-krieges reicht nicht an das jähzornige Hadern, an das verzweifelte, blindwütige Widerein-ander der Kämpfe heran, die auf englischem Boden auszufechten sind!

Ohne Pausen pfeift's und surrt's und gurrt's. Und die englischen Geschosse fahren nicht ins Himmelblau, sie sind sehr wegkundig in diesem Gelände, wissen den Feind zu stellen und seinen unterirdischen Wohnungen aufs Dach zu klopfen. Immerzu zerstieben Brust-wehre, splittern Drahtverhaue, spritzen Erd-wellen in die Gräben. Ein Blick durch die Konservenbüchse in der Schießscharte läßt er-messen, von welcher Hartnäckigkeit die Kämpfe sein werden! Aus hunderttausend blutlüsternen Gewehren blitzt es auf, aus Maschinengewehren, Mörsern und gepanzer-ten Geschützen!

Die deutschen Gewehre bleiben auf keinen Schuß die Antwort schuldig, und auch die deutschen Kanoniere, wenn sie es vordem nicht gekonnt hätten, haben auf den großen russi-schen und französischen Schießplätzen zielen

gelernt. Und die Österreicher sind am Isonzo in der Kriegsschule gewesen! Die Minenwerfer, die mittelalterlichen Wurfmaschinen von der Gestalt geduckter Hunde, bellen Tod und Vernichtung hinüber. Und wo schwere Torpedogranaten einfahren, auch da ist Feiertag ...

Freilich haben die Truppen in den langwierigen Kämpfen dieses Weltkrieges gelernt, wie man sich als Höhlenbär gegen die Unbilden der Schlacht schützt, aber die deutschen Soldaten haben kein Verlangen nach einem neuen Stellungskriege! Wenn die englischen Liddytgranaten sie mit ihren stinkenden, grünlich-gelben Schwefeldämpfen anblasen, dann wächst das Verlangen, durch Sturmangriffe sich Luft zu schaffen und dem großen Ziele näher zu kommen! Die Sehnsucht von General und Musketier schaut über die feindlichen Gräben hinweg nach London aus! Denn nur dort ist der Weltfriede zu holen und nirgendanders.

Der Feind hat seine Augen und Ohren überall. Er ist über die Stärke der nachgeschobenen deutschen Regimenter gut unterrichtet und weiß, daß sich in den deutschen Gräben Sturmkolonnen sammeln, denen der Sinn nach Gibbet-Hill steht. Da fängt er an,

von diesem Hügel aus mit seinen schwersten Geschützen in die deutschen Schützengräben hineinzufühlen. Wie ein unsichtbares Fabelwesen stampft's langsam heran. Mit jedem Tritte schlägt das herantrottende Ungetüm Feuer aus der Erde, immer näher kommen die furchtbaren Hufschläge. Bald hat es den Schützengraben unserer Grenadiere erreicht und tritt und scharrt an ihm herum und stampft bis zum Abende das kunstvolle Bauwerk hier und dort zusammen. Es ist unsäglich qualvoll, unter den Tritten dieses wutschnaubenden, unsichtbaren Riesenhufers leiden zu müssen. Die Grenadiere sind aber unverdrossen bei ihrer Danaidenarbeit und halten ihre Verliese und Burggräben instand, so gut es geht.

Plötzlich wühlt sich ein steilgefeuertes Geschoß in die Sohle des Schützengrabens ein, es klemmt sich zwischen die Laufbretter und sitzt dort einen Augenblick fest, als müsse es sich erst des Befehls entsinnen, den ihm die Kanoniere mit auf den Weg gegeben haben. Ein Bersten ... ein Donnerschlag ... eine Trombe von Feuer und Rauch ... ein wilder Wirbeltanz ...

Kurz darauf schlüpft auch dem anderen Flügel des Bataillons so ein unheimliches Ge-

schoß in den Graben. Werden die Schützen die nächsten Augenblicke noch überleben? Der stählerne Vogel liegt ohnmächtig, regungslos. Er scheint auf dem rasenden Fluge seinen Vernichterwillen verloren zu haben. Jeden Augenblick aber kann ihm die Besinnung kommen und der Zorn ... es sind unsäglich bange Sekunden ...

Zwei Pionier-Unteroffiziere nehmen den heißen Stahlklumpen auf ihre Gewehrriemen und schleppen ihn vorsichtig fort.

Die Soldaten drücken den beiden in ganz unmilitärischer Herzlichkeit die Hand. Manch stilles Heldentum dieses großen Krieges wird keine Leier preisen ...

Auch der Feind führt Verstärkungen heran, East Yorkshire-Freiwillige, Highlanders, Londoner Schotten. Hat sich in den Britenherzen eine Spur von Menschlichkeit geregt? Hat Albion gar das farbige, tierhafte Gesindel abgelohnt?

Nein, es schont nur seine Schwarzen, solange es noch eigne und amerikanische Munition hat. Die afrikanische und indische wird es aber bestimmt restlos aufgebraucht haben, ehe es einen Friedensvertrag unterzeichnet! Die Nigger haben jetzt noch Drill- oder Schonzeit — wie man will.

Das Telephon meldet den Korpsbefehl.

„Morgen früh vier Uhr eröffnet die Artillerie das Feuer auf die feindlichen Stellungen am Eisenbahndamm und auf dem Gibbet-Hill. Sieben Uhr dreißig Sturmangriff.“

Ein Stück Eisenbahndamm und ein Galgenhügel ...! Bei der Entscheidung um die Welt geht es um den Besitz von Hecken, Granattrichtern, Schutthalden ...

* *
*

Am späten Nachmittag tobt noch wie am Vormittag auf der ganzen Front der Artilleriekampf. Haushohe Fahnen von Qualm und Staub wehen über den Gräben. Mitleidlos fährt's herüber und hinüber. Man glaubt, die Granaten müßten die blaue Seide des Himmels zerreißen, blindlings scheinen sie in den Horizont hineinzustoßen, aber jede hat ihre klug errechnete Anweisung, aufzuscheuchen, zu töten und zu vernichten. Durch einen von Menschen ertüftelten Richtapparat wird ihnen gezeigt, wie sie an Menschen ihre Blutgier zu stillen haben.

Der Abend kommt. Aber der Kampf schläft nicht. Die Gewehre husten auch in der Nacht, als hätten sie Pulverrauch im Halse.

Zu später Stunde meldet sich bei Major Sigwart der Berliner Landwehrmann Watzlik. Er sieht nicht sehr pfiffig aus, seine Kameraden nennen ihn „Henkell trocken", weil er Henkelohren hat und sehr trocknen Humor. Er liefert dem Major ein stattliches Säckchen Goldstücke ab.

Wehrmann Watzlik ist tagsüber auf Streifwache gewesen. Auf einer verschwiegenen Parkwiese ist in seiner Nähe ein englischer Flieger niedergegangen, den unsere Artillerie zum Landen zwang. Und dieser Flieger hat in arger Verkennung deutschen Wesens mit fünfzigtausend Mark in blankem Golde ihn bestechen wollen.

„Was taten Sie?"

„Ick hab' Sei Isel! zu ihm gesagt."

„Was haben Sie gesagt?"

„Das ist englisch, Herr Major. Und im Englischen wird i wie ei und e wie i ausgesprochen, Herr Major. ‚Sie Esel!' hab ick uf Englisch zu ihm gesagt. ‚Bin ick etwa 'n Italiano, daß Sie mir bestechen woll'n?' Denn ick werd' mir doch nicht nachsagen lassen, daß wir unjebildet wären!"

„Hat er Ihr Englisch verstanden?"

„Schien nicht so, Herr Major. Aber ans Schlafittchen hab ick ihm gepackt und deutsch

mit ihm geredet — det hat er verstanden! Dann hab' ick ihm gesagt: ‚Jold wird aber in Germany bei der Reichsbank injezahlt! Die nächste Reichsbanknebenstelle ist Döberitz. Jck werd' Sie eine Fahrkarte verschaffen nach Döberitz, det Sie man Jhr Jold selber inzahlen können, Sie Joldsohn, Sie!'"

Während durch den Unterstand des Majors einen Augenblick das lustige Lachen der Offiziere schallt, zischt ein faustgroßer Granatsplitter heran und wirft einen jungen Fähnrich zu den Toten. Der launenhafte Krieg duldet zuweilen kein fröhliches Gesicht.

* * *

Nun ist es Nacht.

Die Grenadiere werden jetzt zu seltsamen Schatzgräbern, sie graben die toten Brüder aus, die von den Hufschlägen jenes gigantischen Ungetüms verscharrt wurden. Die Pioniere arbeiten sich in Sappen und, hinter Stahlschilden, auch auf freiem Felde an die feindlichen Bollwerke heran. Aus Graben und Gebüsch springt sie Feuer an. Aber sie harren bei ihrer schweren Arbeit treulich aus und bereiten den Sturmtruppen für morgen früh den Weg.

Schlaft wohl, ihr jungen Grenadiere!

Morgen früh sieben Uhr dreißig wird das Schicksal hart mit euch umgehen! Meister Hindenburg verlangt von denen, die unter seinen Fahnen kämpfen, den ganzen Mann!

* * *

In aller Herrgottsfrühe, Schlag vier Uhr, braust ein Höllenlärm über das Kampfgelände. Auf der meilenweiten deutschen Linie speien ungezählte Stahlschlünde Feuer. Die Erde schwankt unter den Füßen. Schwarze Rauchmassen ballen sich über den feindlichen Stellungen zusammen. Der Feind bleibt nicht müßig. Vom Gibbet-Hill schleudern die englischen Geschütze ihre Donnerkeile herüber. Ununterbrochen rollen die Salven. Hochauf flammt der Vernichterzorn der deutschen Bataillone. Die Sprengschläge der raketenartig vorschießenden Minen zerreißen das wunderliche, von den Kanälen des Mars durchzogene Land.

Stumm! Stumm!! brummt es dumpf hinüber.

Ha, ha, ha ...! antworten die Gewehre, als lachten sie über den Ruf des Todes.

Plötzlich dröhnen furchtbare Schläge. Gibt der Herrgott das Zeichen zum Weltuntergange? Die Pilsener und Essener Zwei-

undvierziger greifen in die Schlacht ein. Sie decken die feindlichen Schützengräben zu, heben englische Batterien aus und zermürben feindliche Schanzwerke zu Schutt und Asche. Sie bepflanzen den Eisenbahndamm zwischen Godalming und Petersfield mit haushohem, dunklem Gesträuch, und die kleineren Geschütze hängen ihre Schrapnellwölkchen wie riesenhafte Wollkapseln ins schwarze Dickicht.

Stundenlang wütet dieser furchtbare Geschützkampf. Jetzt sind jene Büffel aufgeweckt, die während der Überfahrt geschlafen hatten! Jetzt brüllen sie auf, und aus ihren Nüstern fahren Stichflammen.

Die große Stunde rückt näher und näher.

Jetzt schlagen in London die Turmuhren sieben. Schon sammeln sich in den deutschen Unterständen die Sturmkolonnen.

Wie es nun höchste Zeit wird, letzte Vorbereitungen zu treffen, da sitzen wahrhaftig dort auf dem linken Flügel noch zwei biedere sächsische Grenadiere bei einem Schälchen Feldküchenmokka.

„Nö!" sagte der eine. „Die Engländer uns aushungern? Haben sie das zur See nicht fertiggekriegt, soll's ihnen zu Lande erst recht vorbeigelingen! Jetzt wollen wir uns erst mal ein Dresdner Gänsefettbemmchen

einverleiben! Kinder, wenn die Marmeladenjünglinge drüben wüßten, was hier noch für Fettlebe ist!"

Und mit unerschütterlicher Ruhe trinken sie ihren Bliemchen und verzehren zwanzig Minuten vor dem Sturmangriff seelenvergnügt ihr Gänsefettbemmchen.

Diese beiden Grenadiere haben den Weltkrieg gewonnen. Denn ihre heitere Ruhe ist nicht Gleichgültigkeit und nicht Galgenhumor, sie ist Stolzgefühl im Bewußtsein der Kraft. Sie wissen, es klappt. In ihnen ist der gute, deutsche Geist der unerschütterlichen Zuversicht, daß gerechte Sache siegen muß! Und wenn's zum Sturme die Leitern hinaufgeht, werden die beiden Genießer voran sein!

Kurz vor sieben Uhr dreißig schweigt plötzlich das höllische Schlachtengedröhn. Der Kampf ruht. Es ist die Ruhe des Löwen, der sich zum Sprunge duckt.

* * *

Schlag halb acht Uhr recken sich die jungen Löwen auf. Gott mit dir, wehrhafte, deutsche Jugend!

Hurra! schallt's irgendwo. Nun gibt's für deutsches Soldatenblut kein Zaudern mehr. Die ersten Linien brechen vor. Das Hurra

wird zu einem jubilierenden Sturmgesang, der auf einer unübersehbaren Front die Truppen in den Kampf geleitet, wo Mann gegen Mann stehen wird.

Nach drei Minuten ist der erste englische Graben genommen. Die Engländer gehen fluchtartig auf ihre zweite Linie zurück. Merkwürdig rasch und kampflos haben sie im letzten Augenblick ihren Graben geräumt ... Feigheit oder List?

Vorwärts! Hier ist keine Zeit, zu philosophieren! Das Auge auf! Und wacker vorwärts!

Leutnant Eickstädt springt aus dem eroberten Graben auf.

„Hurr ...!"

Das Hurra bringt er nicht heraus. Er dreht sich wie im Kreise, er hat einen Kopfschuß bekommen.

Ein Feldwebel springt vor und vollendet Leutnant Eickstädts Hurra. Dann tastet auch er an sich herum ...

Weiter abseits will ein Oberleutnant mit einer Gruppe vorbrechen. Ein Maschinengewehr zerhämmert ihm den Rumpf.

Grausiger Schrapnellhagel prasselt auf die wackeren Eroberer des englischen Grabens nieder.

Eine neue Sturmlinie hat sich von den deutschen Gräben her in Bewegung gesetzt. Auch diese Braven werden auf halbem Wege von dem Feuer heimgesucht, das aus bisher unerkannten Geschützen kommt. In dem wenig übersichtlichen Gelände ist es der deutschen Artillerie nicht gelungen, allen feindlichen Batterien die Maske herunterzureißen. Nun überfallen die verkappten Wegelagerer die deutschen Sturmkolonnen.

Die halbwegs vom Feuer Überraschten werfen sich nieder und schützen sich notdürftig mit den Sandsäcken und Schutzschilden, die sie mit auf den Weg genommen haben.

Fürchterliche Augenblicke sind über die tapferen Grenadiere gekommen. Todesnot sucht sie heim. Gut eingeschossene englische Geschütze überstreuen vom Gibbet-Hill aus ihre Reihen. Es gibt kein Vorwärts und kein Zurück für sie, kein Los von dieser Stätte des Grauens. Kein mittelalterlicher Henkersknecht hätte solche Nervenfolter ersinnen können!

Jetzt stürmen von drüben her die Schotten gegen unsere Grenadiere vor, zwei Bataillone des tapferen Scotch Blackwatch-Regiments. Sie haben sich bitter darüber getäuscht, wie wenig eine kleine Schlappe dem Kampfeszorn

und der Schlagfertigkeit deutscher Truppen anzuhaben vermag. Sie müssen ihre Vermessenheit schwer büßen. Sie gehen zurück und werden nicht wiederkommen ...

Der gescheiterte deutsche Vorstoß hat doch einen großen Erfolg gehabt, er hat eine gewaltsame Aufklärung bewirkt. Jetzt weiß die deutsche Artillerie, in welchen Verstecken das Verderben lauert. Während unsere braven deutschen Streiter langsam in ihre Gräben zurückkrebsen, nimmt sie mit verdoppelter Kraft die Arbeit auf.

Die englische Heeresleitung hält den Augenblick für günstig, die „geschlagenen" deutschen Truppen durch Flugblätter zu bekehren. Ein Flieger wirft Bomben ab, die statt mit Dynamit mit Lügen gefüllt sind.

„Deutsche Soldaten! Man hat euch über den Kanal geschleppt, damit ihr zwecklos euer Blut vergießt! Man hat euch nicht zu sagen gewagt, daß ihr bereits abgeschnitten seid von eurer Heimat! Britannien ist von unsern Unterseebooten umstellt, es gibt kein Entrinnen für euch! Schon aber überschreiten die Franzosen den Rhein und tragen den Jammer in euer Land, wo eure Frauen und eure Kinder um euch weinen ... Österreicher! Im Wiener Prater feiern bereits die Ita-

liener und Serben Siegesfeste! Eure Führer halten euch hier fest, obgleich sie wissen, daß sie an euch das größte Verbrechen begehen, das die Weltgeschichte kennt! Aber sie opfern lieber euer Blut als ihre Eitelkeit! Während ihr auf englischem Boden dem blutigen Zusammenbruche des deutschen Militarismus entgegengetrieben werdet, hungern eure Kinder, weinen eure Mütter, verzweifeln eure Frauen und Bräute! Streckt die Waffen! Meldet euch bei unsern Vorposten! Dann wollen wir euch voll Mitleid die Falle öffnen, in der ihr elend zugrunde gehen müßtet! Ihr habt Beweise genug gegeben, daß ihr euer Vaterland liebt und die Waffen zu führen versteht! Groß waren eure Pläne, furchtbar ist euer Ende! Wir wagen es kaum, vor der Weltgeschichte zu verantworten, wozu uns die Verhältnisse zwingen: eine stolze Armee bis auf den letzten Mann zu vernichten! Sagt euch los von Hindenburg, diesem unseligen Barbaren, dem ihr euch verschrieben habt, und ergebt euch!!"

So sorgt auf englischem Boden zuweilen ein gütiges Geschick, daß den deutschen Soldaten in ihren schwersten Stunden ein wackerer Kampfgenosse tröstend und aufrichtend weiterhelfe: der Humor!

Die deutsche Artillerie hat nun mit den englischen Geschützen Abrechnung gehalten und gründlich in alle Verstecke hineingeleuchtet. Mit zusammengebissenen Zähnen und brennenden Augen erwarten die Grenadiere den Befehl zum zweiten Sturm.

Ein Vaterunser lang schweigt jetzt das Feuer.

Und nun geht's abermals zum Sprunge vor! Gar mancher wackere deutsche Mann, der beim ersten Sturme voranging, ist nicht mehr. Die Helden sind tot, aber ihr Hurra lebt in den Herzen ihrer Kameraden weiter! Und dieses Hurra schwillt jetzt wieder auf der meilenweiten Front zu einem Schlachtengesang an, der die englischen Schiffsgeschütze überdröhnt und den letzten Mann fest anpackt und vorreißt.

Jetzt gibt's kein Halt mehr. Die feindlichen Linien geraten ins Wanken. Mächtig stoßen unsere Truppen nach. Über den Bahndamm geht's hinweg! Schon ist unübersehbares Kriegsgerät unser.

Deutsche Reserven drängen nach. Waffenlose bitten um Gnade.

Die eiserne Windsbraut braust den Osthang des Galgenhügels hinauf. Tausende werden aus ihren Dachshöhlen heraus-

geholt und als Gefangene nach den deutschen Gräben zurückgeschickt.

Ein paar dreiste Engländer bleiben ruhig im Anschlag liegen.

„Heda!“

Sie sind tot ...

Unterhalb des Kreuzes auf dem Gibbet-Hill halten sich noch einige zäh verteidigte Schanzwerke. Aber ein kleines Fort nach dem anderen wird durch Handgranatenangriffe zu Falle gebracht.

Hurra! Auf dem Gipfelkreuze werden schon die deutschen, österreichischen und ungarischen Farben aufgezogen!

Ein schwarzer Boxer haut da oben noch wie wahnsinnig um sich und überbrüllt das Dröhnen der Schlacht. Er gerät mit etlichen Oberbayern ins Handgemenge.

„It's my turn ...“ „Jetzt hat's mich auch.“

Unsere Artillerie peitscht aus den Pferden die letzte Kraft heraus. Die Geschütze nehmen die Höhe. Und nun bricht das Verhängnis über die zurückflutenden englischen Divisionen herein. Die Kanoniere sorgen dafür, daß fliehende Haufen an die Erde gefesselt werden und niemals wieder einem Generalswillen dienstbar sind ...

Auch eine Gruppe Österreicher hat sich schon auf Gibbet-Hill eingenistet, es sind Beobachter von Motorbatterien. Und bald singen die Großen mit ihrem metallisch dröhnenden Baß den Fliehenden das „Rule Britannia!“ nach und vollenden an etlichen schwer heimgesuchten Bataillonen das Vernichtungswerk ...

* *
*

Die Dämmerung senkt sich über das Blachfeld. Den Abendfrieden bringt sie nicht. Mit feurigem Atem arbeiten die Geschütze weiter. Unter Haubitzengedröhn und Mörsergrollen reitet ein langer Zug in Walhall ein ...

Der Tag war schwer. Und noch hebt kein frisches, fröhliches Jagen an, kein Blüchersche Siegeszug mit fliegenden Fahnen. Die Engländer führen neue Reserven her und bauen unter dem Schutze der Nacht gegen die North-Downs hin neue Schanzwerke, den Tag des Gerichts von London abzuhalten.

Major Sigwart sucht sein Bataillon zu sammeln. Zwanzig verschiedene Regimentsnummern zählt er auf den Helmüberzügen seiner Sturmkolonnen. Von seinen braven Offizieren findet er nicht einen mehr, und manches bekannte Gesicht aus den Reihen

seiner wackeren Mannen strahlt ihm nicht mehr entgegen.

Wieder ist es Nacht geworden. Die Sterne blinken auf und schauen zehntausendfältiges Leid. Und die Nacht ist so mild, keine Nacht, in der man sterben will ...

Gegen Mitternacht schickt der Kommandierende General durch Ordonnanzen eine soeben eingetroffene Freudenbotschaft in die Truppenlager:

Deutsche, Österreicher und Türken haben an den Pyramiden die Entscheidungsschlacht geschlagen! Das englische Heer ist zum größten Teil aufgerieben, der Rest gefangen genommen worden!

Die folgenschwerste Schlacht des Weltkriegs vom neuen Dreibund gewonnen!

Nun schallt es jubelnd durch die deutschen Reihen:

„Deutschland, Deutschland über alles!"

Jetzt hat das Lied erst den letzten, tiefen Sinn bekommen. Jetzt braust es mit der Feierlichkeit eines Chorals über die nächtliche Walstatt.

Ein englischer Scheinwerfer hat sich herangetastet. Plötzlich schicken Nachhuten des Feindes ein mörderisches Granatfeuer herüber! Sobald aber das Heulen des nächt-

lichen Unwetters eine Sekunde lang schweigt, hört man es hier und dort um so jubelnder weitersingen:

„Deutschland, Deutschland über alles!"

So wirksam, wie in dieser Nacht die Engländer, hat noch nie ein deutscher Regisseur das Lied in Szene zu setzen vermocht!

Hier und drüben steigen Lichtraketen auf. Die sehen aus wie Fühlhörner der beiden gigantischen Fabelwesen, die sich knurrend und zähnefletschend gegenüberstehen.

Unsere Grenadiere sehen voll heiliger Zuversicht den kommenden Tagen entgegen. Und wenn die Engländer um London herum eine Hölle bauten — der deutsche Siegerwille würde sich durchschlagen! Den Grenadieren stehen noch die goldenen Worte im Gedächtnis, mit denen der Feldgeistliche vor Dover das Bibelwort auslegte:

„Der Herr wird mit dir sein und die Hand nicht abziehen, noch dich verlassen, bis du alles vollendet."

Helden



Während sich die Völker zäh und eisern gegen das Schicksal aufbäumen, das der Feind auf sie herabbeschwören will, schlägt sich mancher Soldat mit Schicksalsmächten herum, die nur er kennt. Mancher steht zuweilen wider eine Übermacht von Anfechtungen und flüsternden Teufeln und stemmt sich und wehrt sich und haut sich durch, siegt — und bleibt doch ein ruhmloser Held. Aber am Ruhme des Heeres baut auch er.

Der Ruhm der Armee ist wie ein Goldbarren, jeder Soldat hat sein Karat dazu herbeigebracht. Kriegsliteratur — das ist der Versuch, diesen Barren auszumünzen und jedem einzelnen wiederzugeben, was sein ist. Die Wackeren da draußen wollen nicht wiederhaben, was ihrer ist, sie wünschen nicht, daß von ihren eigenen Taten groß Aufhebens gemacht werde. Sie rufen aber die Dichter ihres Landes an, zu schreiben, was sich nie und nirgends hat begeben, und was doch von dem Baume lebendiger Wirklichkeit gebrochen ist.

Vom Ruhm der verbündeten Heere, von diesem köstlichen Goldbarren, münze ich jetzt ein paar Scherflein aus und gebe sie irgendwem zurück. Und auch von einem englischen ganzen Manne wird die Rede sein.

Leopold von Immenkofl und Annemarie.

Als ruhmloser Held fiel auf englischer Erde Oberleutnant von Immenkofl.

Der junge Wiener Baron Leopold von Immenkofl hatte zwei Leidenschaften, die nicht recht zueinander zu passen schienen, er durchsuchte mit Fleiß Schlösser und Klöster nach alten Gemälden und huldigte nebenher dem Pferdesport. Er trieb kunsthistorische Studien, und seine Mittel erlaubten ihm, sich in England einen kleinen Rennstall zu halten. Er hatte schon selbst in Epsom im Sattel gesessen.

Als er auf der Suche nach einem Joshua Reynolds-Bildnisse in den ersten Wochen des Jahres 1914 nach Neuyork gekommen war, hatte er Miß Edith kennen und lieben gelernt, die Tochter eines mehrfachen Millionärs aus Chikago, der auf der Weizenbörse geschätzt und gefürchtet war. Im Spätsommer sollte in Trouville die Hochzeit gefeiert werden, und dann wollte das junge Paar nach Dorking in der Nähe von Epsom übersiedeln. Dort hatte ihnen Ediths Vater ein Landhaus bauen lassen, ein romantisches Schlößchen in einem alten Park am Südhange der North-Downs.

Da Leopold von Immenkofl annehmen durfte, daß er in Geldangelegenheiten nun wohlgeborgen wäre, hatte er in Leichtsinn und Glücksrausch seiner Neigung zu Kunstliebhabereien freien Lauf gelassen. In seiner Begeisterung für klassische Malerei hatte er eine günstige Kaufgelegenheit wahrgenommen und sein ganzes Vermögen von dreiviertel Millionen Kronen aufgewandt, um eine heroische Küstenlandschaft von Turner, ein Mädchenbildnis von Gainsborough und einige Hogarthsche Karikaturen aus dem achtzehnten Jahrhundert zu erwerben. Er hatte sich auf seinem Dorkinger Herrensitze eine Gemäldegalerie eingerichtet und war gerade dabei, nach Amerika zu fahren und seine Braut einzuholen, als die politische Weltlage sich plötzlich verschärfte. Er war Oberleutnant in einer schweren Mörser-Abteilung und hatte sich am dritten August in Prag zu stellen.

In den ersten Wochen des Jahres 1915 schrieb er aus Polen an Miß Edith:

„... Und auch über das Schicksal meiner Bilder soll ich Dir schreiben? Sie werden von meinen englischen Freunden gut betreut werden, hoffe ich. Solche Kunstschätze sind ja Besitztum der ganzen Menschheit. Ich habe keine Nachricht erhalten, will auch

jetzt nichts von Pferden und Bildern hören ... Herrgott, um was für Dinge geht es hier im Felde! Nenne es nicht gefühlsduselige Deutschmichelei — was ich Dir schreibe, habe ich erlebt: der Krieg ist kein Handwerk, er verlangt mehr als scharfes Auge und geschickte Hand! Der Krieg ist ein strenger, weiser Lehrer, der den ganzen Menschen in die Schule nimmt und auf Herz und Nieren prüft und Auge in Auge tiefe Fragen stellt, auf die er keine Antwort haben will. Wie sich einer auch dagegen stemmen mag, in den ersten schwarzen Kriegsnächten auf russischer Erde kommen sie, diese Fragen ... auch solche, die Geld und Gut angehen, und siehe da: über Nacht wird mancher Götze gestürzt. Soviel Geld können wir beide zusammen nicht aufbringen, wie ich in dieser Nacht in einem schweren Traume von der Not der Welt verschenkt habe ...

Und nach den Nächten mit ihren Fragen kommen die Tage mit ihrem großen Erleben! Als begeisterter Soldat bin ich allezeit für herzhaftes Draufgehen gewesen, aber die Stunde werde ich nie vergessen, in der ich zum ersten Male meine todspeienden Ungetüme auf Menschen richtete. Die erste Granate schlug in eine marschierende russische

Kolonne ein, die zweite zerriß Soldaten einer Munitionsabteilung, die gerade um den Kochtopf saßen — da preßt man einen Augenblick die Kiefer aufeinander ...! Aber man gewöhnt sich daran, das Gemüt auszuschalten, und tut kaltblütig, was heilige Soldatenpflicht heischt. Bald schreckt die Blutarbeit der Kriegsfurien nicht mehr.

Und doch: was ich heute erlebte, hat wieder alles in mir in Unordnung gebracht. Laß Dir kurz erzählen, und Du wirst fragen, ob ein Menschenherz stark genug ist, zu tragen, was ich trug. Es galt, unsere schweren Mörser auf ein russisches Schanzwerk einzuschießen; da bohrte sich eine Granate in einen Hügel, riß umwickelte Leichname aus der Erde und warf starre Gliedmaßen zu gräßlichem Wirbeltanze hoch in die Luft — der Erdhügel hatte ein Massengrab gedeckt, die Granate hatte Tote aus dem ewigen Schlafe gerissen ... Das verwinde, wer kann.

Willst Du jetzt noch vom Schicksal meiner Bilder wissen ...?"

So hatte Leopold von Immenkofl geschrieben, der Bildernarr.

Als erfahrener Kenner englischer Verhältnisse und begeisterter Schwärmer für Hindenburgs geniale Kriegsführung hatte er nach

dem Zusammenbruche Rußlands nur noch den einen Wunsch gehabt, unter Hindenburg weiterkämpfen zu dürfen. Und seine Abteilung durfte stolz sein, sie wurde in die Invasionsarmee eingereiht.

*   *
*

Held Hindenburg hat den englischen Bataillonen und Reitergeschwadern auf den Höhenzügen des Forest-Ridge einen eisernen Damm gebaut, an dem die blindwütende Gewalt ihres Ansturms sich brechen und ihre letzte Hoffnung, die Insel von den Eindringlingen zu säubern, zerschellen muß. Jetzt ist für die deutschen Regimenter die Zeit gekommen, wieder ihre Fahnen fliegen zu lassen! Es geht weiter auf London zu.

Leopold von Immenkofls Abteilung, die bei ihrem mühsamen Vormarsch die Richtung auf Redhill und Reigate einhalten sollte, bekommt plötzlich den Befehl, in einer Halblinksschwenkung sich in der Richtung auf Dorking vorzuschieben! Dorking! Die Stadt, nach der seine Träume vom Glück wallfahrten! Wo sein Herrensitz auf ihn und seine künftige junge Frau wartet! Er preist den Zufall. In lachenden Farben malt er sich aus, wie er unter den deutschen Siegern dort

einziehen wird ... Dann wird er Gewißheit haben, ob seine kostbaren Gemälde unter die Tatzen des Krieges geraten sind ... nein, diese Gegend ist bisher von aller Kriegsdrangsal verschont geblieben, und er wird den Hütern der Bilder danken können.

Am nächsten Morgen, als die Sonne die Nebel niedergekämpft hat, sieht er durchs Fernrohr die Türme von Dorking aufblinken. Und jetzt, rotgieblig, wuchtig, hebt sich das Herrenhaus mit den drei stolzen Türmen aus den Nebeln ...! Unersetzliche Kunstwerte birgt dieses Haus an der Waldlehne, Generationen haben das Vermögen zusammentragen helfen, das in den Bildern steckt: 750 000 Kronen!

Es ist eine Regsamkeit in den deutschen Kolonnen, als stünden diese Orte an der Südlehne der North-Downs vor Schicksalstagen. Jetzt wird es ernst! Jetzt helfen Leopold von Immenkofl auch die wohlgemuten Plaudereien der Kameraden nicht mehr über bitterernste Fragen hinweg ...

In der Nähe der Mörserbatterie trifft eine Fliegerabteilung letzte Vorbereitungen. Einen Fliegerleutnant, mit dem von Immenkofl gut befreundet ist, möchte er am liebsten bitten, sein stolzes Schlößchen mit Bomben zu ver-

schonen, falls er diese Gegend mit seinen Teufelsangebinden beglücken müsse ... Aber hier gelten keine Einflüsterungen, hier gilt nur eins, das weiß er, die Pflicht!

Das Schlachtenwetter bricht los.

Mit Heulen und Pfauchen hadern die Geschütze widereinander, Maschinengewehre schnattern ihre Haßlieder herunter, zu einer unübersehbaren Eisenhecke reiht sich Gewehr an Gewehr. Ein höllisches Dröhnen und Geifern hebt an. Tod und Vernichtung schrillt es durch die Lüfte.

Das Telephon klingelt.

„Die Abteilung des Oberleutnants von Immenkofl legt ...“

Nein, das ist ja nicht möglich! Er fragt noch einmal, als hätte er nicht recht verstanden.

Die Stimme des Kommandeursadjutanten wiederholt klipp und klar:

„Die Abteilung des Oberleutnants von Immenkofl legt das schloßähnliche Gebäude mit den drei Türmen vorwärts Dorking nieder. Auf den Türmen wurden feindliche Beobachtungsposten festgestellt.“

Dem Oberleutnant ist es Nacht vor den Augen. Unersetzliches Kunstgut! Und ein Vermögen! Seine ganze Habe, ein paar kost=

bare Kleinodien aus dem Besitz der ganzen Menschheit soll er in Grund und Boden schießen! Ward je eine Menschenbrust so grausam heimgesucht? Ward je ein Hirn in einen solchen Zwiespalt der Überlegungen gedrängt?

Er hatte einst aus Rußland an seine Braut geschrieben, daß es im Felde um größere Dinge gehe als um Geld und Gut und irdische Schätze, und daß er in seiner Brust bereits manchen Götzen gestürzt habe ... und wie ihm jetzt befohlen wird, seine Bildergalerie zu vernichten, ertappt er sich nachträglich dabei, daß er damals breitspurige Phrasen geschrieben hat. Erst jetzt reißt ihm der Krieg, der große Klärer, den Phrasenflitter von der Seele ...

Der Kampf zwischen Pflicht und Eigenliebe dauert nur Sekunden.

„Laden!"

So unsoldatisch heiser und gequält ist noch nie ein Befehl von Leopolds Lippen gekommen. Er läßt den Mörser richten, kann aber selbst nicht nachprüfen, denn es flimmert ihm vor den Augen ...

Es muß sein! Er reißt sich zusammen. Das Donnerwort Pflicht! steht vor ihm wie ein unerbittlicher Vorgesetzter, der genauen

Gehorsam verlangt und sich von einem Befehl nicht ein Tüpfelchen abhandeln läßt. Da prüft er Richtbogen und Libelle und das ganze Wunderwerk des Richtapparates und verbessert ... jetzt muß es ein Treffer werden, ein Treffer ...

„Fertig zum Feuer!"

Das steil aufgerichtete Rohr sieht jetzt aus wie der Hals eines Raubtieres, das sich witternd aufbäumt. Den letzten Befehl verzögert Leopold von Immenkofl noch einen Augenblick, es könnte ja noch ein Gegenbefehl kommen, der aller Seelenqual ein Ende machte ...

Kein Telephonruf. Kein Meldereiter.

Die Abteilung wartet schon ein paar Sekunden länger als sonst auf das kleine Wort, das den pikringefüllten Zylinder auf die Schreckensfahrt schicken wird. Wenn die Soldaten wüßten, daß dieses Wort vielleicht über ein Menschenschicksal, über das Sein oder Nichtsein von Heiligtümern aus dem Tempel der Kunst entscheidet, über die Zukunft ihres Oberleutnants ...

Endlich würgt er es heraus:

„Feuer!"

Alle Hände fahren an die Ohren. Ein Mann reißt die lange Schnur, als öffne er

einen Käfig, in dem ein gefährlicher Raubvogel haust.

Mit einem unheimlich schrillen Pfiff fliegt der feuersprühende Riesenstößer auf und davon, schwingt sich zur Höhe des Montblanc auf und sieht sich da oben nach Beute um...

Minuten dauert der rasende Flug. Oberleutnant von Immenkofl steht am Scherenfernrohr in Erwartung des Ungeheuerlichen ... blaß, rot, wieder leichenblaß. Die Minuten werden ihm unsäglich lang, die Füße wollen ihm den Dienst versagen.

Da...! Jetzt stößt der Raubvogel mit der Gier des Geiers nieder, die Granate bohrt sich durch das Dach des Schlößchens ein ... reißt das Mauerwerk auf ... hüllt das Gebäude in eine Wolke von Schutt und Asche und grünlich-gelbem Rauch ...

Jetzt schlagen Flammen aus den Fenstern! Sie vollenden das Vernichtungswerk ... jetzt mästen sich die Flammen an einem Dreiviertelmillionen-Happen ... jetzt lecken sie die Farben alter Meister ...

Leopold von Immenkofl meldet der Oberleitung durchs Telephon, er habe — er habe einen Treffer erzielt ... ja, einen Treffer ...

An seine Braut schreibt er, daß er nun vor dem Nichts stehe.

Der Brief wird sie nicht erreichen, denn Miß Edith ist mit Damen und Herren vom amerikanischen Roten-Kreuz-Korps nach Europa gekommen und weilt bereits auf deutsch-englischem Boden, ihren Bräutigam zu suchen.

* *
*

Heiß tobt am nächsten Tage die Schlacht. Hochauf glüht der Zorn. Herüber und hinüber geht es hart auf hart. Zwischen dem Forest-Ridge und den North-Downs ist's. Aus weißen Wölkchen zucken Blitze. Schrot prasselt nieder, Schrot für die Jagd auf Menschen. Weltuntergangsstimmung.

Dicht neben Leopold von Immenkofl schlägt eine englische Granate ein. Er steht in einer Trombe aus Lehmspritzern, Pulverrauch und Eisensplittern.

„Kinder . . . schafft's . . . weiter . . . gut . . ." lallt er und bricht zusammen.

„Um Gottes willen, unser Herr Oberleutnant . . .!"

Ein Kanonier springt herzu, er sieht, wie aus des Oberleutnants Schenkeln Blut rieselt. Ein anderer hebt neben dem Oberleutnant einen blutfeuchten Granatsplitter auf und wirft ihn brummend wieder in den Lehm. Drei Paar hilfsbereite Hände sind um Leo-

pold von Immenkofl herum, sie schneiden ihm mit einer Stacheldrahtschere Hose und Stiefel vom Leibe und verbinden ihm notdürftig die Wunde.

Auf einem Munitionsfahrzeuge wird er zurückgefahren. In einer kleinen englischen Bauernhütte nimmt sich Annemarie, die deutsche Krankenschwester, seiner an. Sie wird ihm in diesen schweren Stunden treulich beistehen, in ihrer Pflege wird er geduldig auf das Messer des Wundarztes warten.

* *
*

Miß Edith hat nach tagelangem Hin und Her Leopolds Truppenteil gefunden. Sie hat endlich auch die Hütte erreicht, wo ihr Bräutigam mit zerschossenen Schenkeln wie Windbruch auf der Strohschütte liegt.

Es ist Abend. Beim Flackerschein einer Kerze sitzt Edith am Lager ihres Bräutigams in der Bauernkate und breitet Schätze von Wollzeug und Leinen vor ihm aus, bewirtet ihn mit den köstlichsten Leckereien und empfindet es fast als beleidigenden Argwohn, daß Schwester Annemarie immer wieder hier nach dem Rechten sieht und ihr nicht ganz allein Leopolds Pflege überläßt. Der umklammert Ediths Hand wie ein letztes Kleinod, das ihm

in aller Kriegsdrangsal geblieben ist. Durch fröhliches Plaudern sucht sie ihm die Stunden zu kürzen, sie baut ihm mit ihren Millionen goldene Brücken in die Zukunft ... wird aber das Gefühl nicht los, als hätte solche Rede für ihn den Klang verloren ... er stellt Fragen, die merkwürdig weit von Geld und Gut wegliegen ... das ist nicht mehr ihr Leopold von ehedem ...

Da — horch! Ist das nicht der unheimlich grelle, blutgierig grinsende Pfiff einer Granate?

Ein Dröhnen reißt die Stille auf ... die Granate muß ganz in der Nähe eingeschlagen haben!

Ist sie von ungefähr in die Nähe der Hütte mit der Flagge vom Roten Kreuz geraten, oder hat teuflische Berechnung sie hergeschickt? Das Häuschen, in dem Edith und Schwester Annemarie um Leopold herum sind, scheint unter der Wucht des Granatensprengschlags in allen Nähten gerissen zu sein. Ein giftiger Hauch erfüllt die Luft und macht den Lungen zu schaffen. Feuerscheine geistern gespenstisch am Fenster vorbei.

Plötzlich draußen eiliges Hufgeklapper und verzweifelte Rufe. Mit verschlagenem Atem wird's von Mann zu Mann weitergegeben:

„Rette sich, wer kann!“

In einem bereits brennenden Hause liegen Berge von Handgranaten! Wenn sich die Flammen zu dem Stapel durchfressen, gibt's eine furchtbare Explosion!

Signalhörner gellen. Der Tod lauert im Dorfe, um mit einem Schlage reiche Beute zu machen und den Weiler in einen Friedhof zu verwandeln.

Miß Edith stürzt hinaus, sich in Sicherheit zu bringen, sie fordert Hilfe für ihren Bräutigam, läuft greinend und wehklagend in die Nacht hinein ... in verzweifelten Hilfeschreien erschöpfen sich ihre Bemühungen um Leopold.

Schwester Annemarie aber tut getreulich ihre Pflicht. Sie ist mit eiligen Handgriffen um Leopold besorgt und versucht, ihn hinauszuschleppen, so gut, wie es eben geht.

Ein paar Schritte nur. Ein greller Blitz. Donnerdröhnen. Die Erde bebt. Das Dorf zerreißt ein Eisenhagel.

Annemarie ist nicht mehr ...

Auch Leopold von Immenkofl ist von Stahlfäusten an den Boden geworfen worden, aus vielen Rinnsalen will sein Herzblut in englische Erde versickern. Aber wie durch ein Wunder ist er am Leben geblieben.

Mühselig, aber mit seltsamem Glanz in den Augen kritzelt er seinen letzten Brief:

„... So soll es wie ein Feldzeichen dastehen, und wie schmetternder Heerruf soll es in die deutsche Zukunft dringen: Wer diesen Krieg erlebt hat, stirbt im Reichtum! Das schreibt ein Bettelmann, der seine Habe selbst in Grund und Boden schoß, der dann seine Träume um den letzten Anker, um Deine Schätze, Edith, spinnen ließ, und der nun erleben muß, daß auch Du abtrünnig geworden bist. Weine mir keine Träne nach — abtrünnig bist Du geworden, und wenn Du mein Grab Tag für Tag mit roten Rosen kränztest!

Du bist gekommen, mit Geld und Gut zu segnen, Du linderst Not und meinst es ehrlich. Aber es ist etwas, das steht hoch über euern Liebesdiensten und euerm kalten Golde ... Deine Liebe, Edith, war groß, aber: Todbereitschaft war sie nicht! Jetzt aber gilt in Europa nur das Bereitsein zum letzten.

Zehntausende unerschrockene Männer sah ich vor die Feuerschlünde treten, und ich sah Dich, Annemarie, Du deutsches Weib ... das Lied vom Heldentum der Pflicht wird auch von euch singen, deutsche Krankenschwestern!

Der Krieg ist mehr, Edith, als die große Sensation der Alten Welt, die man unbedingt in der Nähe erlebt haben muß ...

Jeder Tag brachte mir Zeugnis von alter deutscher Treue. Darum sage ich es wieder: Und wenn er bettelarm wäre — wer diesen Krieg erlebt hat, stirbt im Reichtum! Geld freilich ist nicht mehr Glück und Reichtum, wie der Tod nicht mehr Leid und Finsternis ist. Helden der Pflicht nennt ihr sie, die jetzt hinter sieggewohnten Fahnen schreiten? Mehr sind sie! Kämpfer aus ureigenstem Drange, Kämpfer um die Seele der Welt! Kämpfer um die Welt Goethes, Kants, Dürers, Beethovens!

Groß ist das Ziel und groß der Einsatz. Tausende und aber Tausende forderte schon der Tod, aber alle, Deutsche und Österreicher, starben in der großen germanischen Sehnsucht. Diese Sehnsucht ist das Glück dieser Zeit. He nun, Tod! Wo ist dein Stachel? Dein Grauen? Komm, armer Gesell! Hast deinen Stachel verloren, und deine Geißel und all dein Gewaffen ist stumpf. Längst weichen unsere Gedanken dir nicht mehr feige aus ... komm, walte deines Blutamtes! Meintest es böse mit uns zu machen und rissest uns das Tor zur großen deutschen Zukunft auf. Bist

in dieser Zeit zum größten Erleben geworden, knöcherner Geselle! Sterben gilt den Wackeren als heilige Aussaat in der Zuversicht guter Ernte ... unserem großdeutschen Vaterlande von Hamburg bis Triest soll aus diesem Kriege sein glücklichstes Jahrhundert aufgehen und — —"

Da nahm ihm der Tod den Stift aus der zitternden Hand und zog einen Strich unter die Aufzeichnungen eines ruhmlosen Helden dieser großen Zeit.

Sir John Falconer.

In den Schützengraben eines preußischen Gardedukorps-Regiments sind Riesengeschosse aus schwersten englischen Schiffsgeschützen eingeschlagen, und es ist noch keiner deutschen Fliegerkamera gelungen, die Zyklopenhöhle ausfindig zu machen, in der diese entsetzlichen einäugigen Riesen hausen. Der zusammenkartätschte Graben hat geräumt werden müssen. Bei dem vergeblichen Versuch, ihn wieder zu nehmen, sind brave deutsche Soldaten zwischen den beiden Linien liegen geblieben. Sechs schwerverwundete Leibgardisten winden sich seit heute morgen in Todesqual zwischen den Gräben, und keiner kann ihnen beistehen.

Zwei deutsche Sanitätssoldaten haben versucht, unter dem Schutze des Roten Kreuzes mit der Bahre an sie heranzukommen, aber die Gurkhas und Kaffern drüben haben die beiden niedergeknallt — erbarmungslos niedergeknallt, man hat deutlich ihr tierisches Freudengeheul hören können. Die sechs betteln mit den Händen um Beistand wie Kinder, aber sie müssen ihr grausam hartes Schicksal weiter tragen ... Sie haben nur noch die eine Hoffnung, daß ihnen in der Nacht Hilfe komme ...

Nacht — das war einmal. In den Schlachten von heute gibt's keine Nacht mehr. Scheinwerfer sorgen, daß die Schützen auch in der Nacht einträgliches Schußfeld haben. Ehe nicht die Zeit für einen deutschen Sturmangriff gekommen ist, kann den sechsen keine Hilfe werden. Die Reserven sind noch fern. Da müssen die Gefolterten jener Nacht entgegenschauen, aus der sie nur Gott der Herr dereinst wecken wird.

Der neue Morgen dämmert herauf, und der Tod hat nur einen von ihnen erlöst. Fünf stöhnen wie verendende Tiere, ihr Wehklagen reißt den Soldaten das Herz auf. Wollte sich aber einer hinwagen, es krümmte sich nur einer mehr auf dem Rasen. Die dort

in Todesnot klagen und betteln, liegen in nächster Nähe von tausend fühlenden Menschen, vor den Augen treuer Regimentskameraden, und müssen sterben wie Verirrte in der Wüste ... es geht über Menschenkraft, diesen Gedanken bis ins letzte auszudenken. Vorgeschobene Horchposten wissen zu erzählen, wie sich die Neger und Inder mit höhnischem Gegrinse an dem Anblick der verendenden Leibgardisten weiden. Es sind ja fünf aus dem armseligen Gesindel, das von den Engländern als Barbarenbrut erklärt worden ist. Die Hunnen müssen vernichtet werden, die einer ritterlichen Kulturnation zu Leibe möchten! Dafür wollen die Kaffern und Gurkhas sorgen!

Da springt ein englischer Offizier aus dem Schützengraben. Ein Major ist's, John Falconer. Er ist bei einem dienstlichen Rundgang durch die Gräben des farbigen Volks an diesen Ort der Qual gekommen und hat das Wimmern der Gardisten gehört.

„Ein Samariter aber reisete und kam dahin, und als er die fünf sah, die unter die Mörder gefallen waren, jammerte ihn ihrer ..."

Major Falconer wirft seinen Säbel hin und winkt mit einem weißen Tuche.

Unsere Gardisten fallen auf solche plumpen Schwindelmanöver nicht mehr hinein. Sie sind durch Erfahrungen gewitzigt worden, die weißen Tücher der Gurkhas haben schon oft im Dienste verbrecherischer Anschläge gestanden und schon viel Herzblut vertrauensseliger Kameraden gefordert. Sie schießen auf den Major und haben gut gezielt ... er scheint einen Lungenschuß abgekriegt zu haben, er krampft die Hände über der Brust, läuft aber weiter. Mit wankenden Schritten geht er auf das Knäuel der Todwunden zu ...

Da nehmen die Gardisten die Gewehre aus dem Anschlag.

So gut er kann, hilft John Falconer den fünfen, daß sie wie lahme Tiere nach den deutschen Schützengräben kriechen können. Dann will er sich selbst in seine Linie zurückschleppen ...

Jetzt schwingt sich der Hauptmann der Gardedukorps-Kompanie über die Brüstung des Schützengrabens, geht auf den englischen Major zu und drückt ihm ohne Worte die Hand.

„Bravo! Bravo!" schallt's in diesem Augenblicke aus den deutschen Kehlen.

John Falconer sinkt zusammen. Der preußische Hauptmann winkt zwei Gurkhas, daß

sie sich des Majors annehmen. Die tragen ihn zurück ... aus seinem Munde wird in diesem Kriege kein Kommando mehr kommen.

Mitten in den erbittertsten Kämpfen der Weltgeschichte haben sich eine Minute lang Menschen mit Herzen gegenüber gestanden. Durch schwarzes Kriegsgewölk strahlte einen Augenblick die Sonne und beleuchtete die Tat eines britischen Edelmannes.

Leutnant Haußmann.

Der Vormarsch der Deutschen ist an dem Landsitz des Grafen Charles Westbury vorübergerauscht. Die englischen Truppen, die den alten romantischen Park zu einem starken Bollwerk hergerichtet hatten, sind zur kampflosen Räumung dieses Geländeabschnittes gezwungen gewesen, um die Gefahr völliger Umzingelung von sich abzuwenden. Leutnant Haußmann soll am späten Nachmittage mit einem Zug pommerscher Infanterie das Landhaus des Grafen besetzen.

Das Haus ist verschlossen. Auf ein Klingelzeichen des Leutnants meldet sich, als läge der Landsitz auf einer seligen Insel fern vom Schlachtengebraus, ein betreßter Diener.

„Your name, Sir?"

Die Soldaten lachen über die feierlichen

Förmlichkeiten, aber im Hause eines englischen Lords weiß man, was sich schickt.

„Melden Sie einen deutschen Offizier!"

Nachdem der Diener im Salon Meldung gemacht hat, wird Leutnant Haußmann gebeten, sich in den Drawing-Room zu begeben. Dort empfangen ihn der Herr und die Dame des Hauses mit einer in die besten gesellschaftlichen Formen gegossenen Liebenswürdigkeit, als wäre der Leutnant ein alter bekannter Klubfreund, welcher der Einladung zu einer „Reception" der englischen Aristokratie folgt.

Lord Charles Westbury bedauert, daß die Not seines unglücklichen Vaterlandes sie zusammenführe, und verhehlt nicht, wie schwer es seine Britenehre trifft, einen German beherbergen zu müssen.

„Ich will Ihnen ganz ehrlich sagen, daß ich die Deutschen aufrichtig hasse. Da es das Schicksal nun einmal anders gefügt hat, als die gerechte englische Sache es verdient, stemme ich mich nicht gegen das Unabänderliche. Ich kenne meine Pflicht als Wirt. Herr Leutnant können sich versichert halten, daß ein Brite auch im Gegner den Gentleman ehrt!"

Leutnant Haußmann hat sofort das Emp-

finden, als gäbe der Lord nur deshalb seinem Deutschenhaß so unverblümt Ausdruck, weil er aus irgendwelchen Gründen den Eindruck eines alten ehrlichen Seemanns machen will. Heilige Versicherungen, jede Reibung vermeiden zu wollen, sind ja sehr wohlfeil, wenn ein Zug pommerscher Infanterie in der Nähe ist.

Lord Charles Westbury gibt im Gespräche Leutnant Haußmann zu verstehen, daß er mit dem neuen Kurse in England selbst nicht zufrieden gewesen sei, daß er den Krieg nie gebilligt habe, und daß er das widerliche Franktireurtreiben, mit dem Südengland die Invasionsarmee aufzuhalten gesucht habe, zu den bübischsten Schuftigkeiten zähle, deren jemals Menschen fähig gewesen sind. Ganz zufällig scheint sein Blick auf Bernhard Shaws „The man of destiny“ zu fallen.

„Sehen Sie,“ sagt er, „ich halte es mit Shaw, der einmal geschrieben hat: ‚Der Engländer ist nie in Verlegenheit um eine große moralische Gebärde. Nichts ist so schlecht und nichts ist so gut, daß Sie es einen Engländer nicht vollbringen sehen werden, aber Sie werden einem Engländer niemals beweisen können, daß er im Unrecht ist. Denn er tut alles aus Grundsätzen. Er führt Krieg

aus patriotischen Grundsätzen, er betrügt aus geschäftlichen Grundsätzen, er macht freie Völker zu Sklaven aus reichspolitischen Grundsätzen ...' Es ist bedauerlich, daß ich das einem Feinde Englands sagen muß: Shaws Worte sind mir aus der Seele gesprochen."

Leutnant Haußmann hat den Eindruck, daß der Lord mit seinen scharfen Urteilen über das moderne England nur sagen will: ja, sehen Sie mich an, ich bin noch einer vom guten alten Schlage! Werden Sie in meinem Hause um Gottes willen nicht mißtrauisch, wozu Sie freilich allen Grund hätten ...!

Lady Ruth, die Hausherrin, bittet Leutnant Haußmann, sich in den Dining-Room zu begeben, der Herr Leutnant seien gewiß hungrig.

Im Eßzimmer wird Leutnant Haußmann der Tochter des Hauses vorgestellt, Lady Margery. Sie ist an einen englischen Offizier verheiratet, ihr Gemahl steht an der Front. Die junge Lady Margery scheint eine lustige Kriegsstrohwitwe zu sein, sie scherzt mit Leutnant Haußmann und macht ihm den Aufenthalt auf Vaters Landsitz in jeder Beziehung sehr verheißungsvoll ... Sie hat ihr Haar der Madonna von Boticelli nachfrisiert; das gurkha-

farbene Seidenkleid mit der franzosenroten Schärpe ist nur als schmaler Rahmen aufzufassen, in dem breit und tief und in gepflegter Fülle ihre Halsblöße ausgestellt ist. Wie sie diesen Deutschen haßt! Und ihre Blicke sind auf Betörung aus...

Leutnant Haußmann nimmt von den Blicken und langt auch von den erlesenen Delikatessen der Tafel zu. Gift fürchtet er nicht, ein Zug Pommern sind ein gutes Amulett! Er läßt sich's schmecken und trinkt auch ein Glas Sekt. Trotz geflissentlichem Zureden freilich nur eins. Wenn auch seit Wochen sein einziges Getränk Kommißkaffee gewesen ist — er fühlt, daß dieser Posten hier einen nüchternen, einen ganzen Mann fordern wird. Es ist ihm, als wolle man ihn aus irgendwelchen Gründen abhalten, wachsam zu sein!

Beiläufig sagt ihm die Hausherrin:

„Natürlich sollen auch Ihre Herren Mannschaften so gut bewirtet werden, so gut sich in der Eile ein einfaches Dinner servieren läßt.“

Leutnant Haußmann macht seinen Feldgrauen größtes Mißtrauen zur Pflicht:

„Anscheinend belgische Schule. Abteilung: Sirenentricks ...!“

Das genügt denen. Sie haben schon selbst

gemerkt, daß es nicht großer Umgehungsmärsche bedürfte, die auffallend zutulichen Küchendragoner dieses Landsitzes gefangen zu nehmen ...

Lady Margery wäre jetzt sehr gern bereit, dem Herrn Leutnant die Sehenswürdigkeiten des Parks zu zeigen, die uralten, idyllischen Naturlauben, die romantischen Grotten ... Seit vielen Monaten ist kein weibliches Wesen um Leutnant Haußmann herum gewesen, und jetzt darf er in sonniger, gebefreudiger Weibsgnade wandeln ... da heißt's: Junge, beiß die Zähne zusammen!

Es gibt für ihn jetzt Wichtigeres zu tun als zu promenieren. Er gibt höflich, aber bestimmt den Befehl zu einer Kontrollversammlung aller Personen, die sich auf diesem Herrensitze aufhalten. Schön und arglos ist das von einem Gaste gewiß nicht, aber außerordentlich nützlich: ein bedenklich überzähliges Völkchen zottelt bei dieser Inventur hervor, Lakaien, Chauffeure, ein Wildhüter, ein Nagelpfleger, ein Pudelwäscher und ein paar Dörfler, die in Besorgungen hier zu sein behaupten. Leutnant Haußmann schüttelt den Kopf über diese Parade und gibt seinen Pommern Winke ...

Dann bittet er, daß man ihm ein Zimmer

anweise. Dort sammelt er mit geschärften Sinnen weiter Beobachtungen über das, was in diesem Hause vorgeht. Die belgischen Schurken aus den Augusttagen 1914 waren nur gelehrige Schüler britischer Hetzer, jetzt haben es unsere braven Truppen mit den Meistern des Ränkespiels selbst zu tun! Augen auf, du junger, blonder pommerscher Landjunker, lauf nicht ins Garn!

Leutnant Haußmann führt gegen Abend von seinem Fenster aus noch eine Unterhaltung mit Lady Margery, die so liebenswürdig und neckisch zu plaudern versteht... Er könnte es bequemer haben, sich mit ihr zu unterhalten... wahrlich, in diesem langen, unsäglich harten Kriege kommt für gar manchen Feldsoldaten die Stunde, in der ihm die Busennadel einer Schönen mehr verschließt, als der größte Sieg nach heißer Feldschlacht ihm schenken könnte.

Er haut sich eine Weile mit den Teufeln in seiner Brust herum, die ihm Verheißungen zuflüstern... seine Waffe, sein Pflichtgefühl, ist blank und scharf, er siegt und bleibt ein Held. Als ganzer deutscher Mann steht er auf der Wacht!

Am Abende, als das Maß seines Verdachtes voll ist, geht er hinaus und pocht an die

Tür eines Zimmers, in dem er eine Brutstätte von List und Heimtücke vermutet.

Eifernd ist sofort Lady Ruth zur Stelle: das wäre das Schlafgemach der Lady Margery ... und er wolle sich doch nicht etwa erdreisten ...

„Ich bitte, sofort zu öffnen!"

Die Stimme von drinnen:

„Aber, mein Herr, ich habe mich soeben ausgekleidet ...!"

Der Graf kommt herzu.

„Mein Herr, ich wage doch nicht zu glauben, daß der üble Ruf, die deutschen Offiziere seien Barbarenhäuptlinge, nur im geringsten begründet wäre?"

„Ich befehle, sofort zu öffnen!!"

Leutnant Haußmann alarmiert durch einen Revolverschuß die Wachen.

Mit dem Gewehrkolben wird die Tür eingeschlagen.

„Was ... ist ... denn ... das?"

Der Leutnant zeigt auf eine umfangreiche Telephonanlage und auf Brieftaubenkörbe.

„Früher sind einmal Brieftauben darin gewesen — seitdem natürlich die Deutschen im Lande sind ..."

Ein Posten kommt atemlos die Treppe herauf: jetzt eben wäre aus diesem Zimmer

ein Schwarm Brieftauben aufgeflogen! Und das tölpische Schicksal ist so unvorsichtig, Leutnant Haußmann auch noch ein Briefchen in die Hände geraten zu lassen, das ein soeben aufgetauchtes Dorfmädchen aus ihrem Strumpf hervornestelte: Drei Brigaden Germans und zwanzig schwere Geschütze stünden halbwegs zwischen Lenham und Headcorn!

Leutnant Haußmann gibt den Befehl, sämtliche Bewohner des Hauses abzuführen.

Die machen große Szenen: Unschuldsbeteuerungen ... Händeringen ... Ohnmachten ... Keifen ... Zetern ... Sirenen werden zu Megären. Margery kläfft den ungentlemanliken Hunnenoffizier an und ballt ihm die Faust. Die Pommern machen sich am Gewehrkolben zu schaffen.

Dem Grafen, kreideweiß und schlotternd, treibt die Not den Angstschweiß auf die Stirn. Er weiß, daß morgen vielleicht an einer Mauer Todesseufzer vergurgeln werden ...

Daß Leutnant Haußmann dieses Dutzend Gefangene machte, wird keine Ruhmestafel laut preisen. Aber auch sie wurden erst nach schwerem Kampfe eingebracht ... ein junger Leutnant hatte einen ruhmvollen Sieg über sich selbst erkämpft.

Die Nacht zwischen den Schlachten



Geliebte Johanna!

Das war ein harter Tag! Nun ist Nacht, und ich bin bei Dir. Ich bin nicht lustig heute, keiner von den allezeit wohlvergnügten Kriegersmännern, von denen Du in schnellen Büchern liest ... Nachts kommt es zuweilen bitterernst über einen. Ja, bei Tage beruhigen lustige Rede und alte Soldatenlieder die Nerven, aber diese Nächte auf fremder Erde ...! Wenn man nächtens am Rande des Schlachtfeldes liegt und der Sturm vom Ozean her über die britische Insel braust, ist es einem, als habe das Blachfeld etwas Geheimnisvolles, Unirdisches an sich, als warteten da irgendwo die gigantischen Pranken eines großen, unbekannten Schicksals auf das Menschenkind in seiner Ohnmacht. Diese Nächte greifen ans Herz ...

Ich sah Landwehrleute feuchten Auges bei der Kerze sitzen. Sie sagten, sie hätten starke Prisen genommen, ich wußte es besser: sie hatten sich von ihren Kindern erzählt. Ich sah einen Burschen, der am Grabe seines Leutnants saß und auf der Mundharmonika das Lied spielte, das sein Herr gern gehört

hatte. Dann warf er die Mundharmonika in den Fluß, als habe sie nun keinen Klang mehr ... In diesen Nächten geht auch dem härtesten Eisenbart zuweilen das Herz durch. Und der sturmerprobte Feldsoldat erliegt weichsten Gemütsregungen ...

In den Stunden zwischen den Schlachten liegt man meilenfern von Kriegsnot und Kampfgetümmel, diese Nachtstunden sind herausgelöst aus dem Laufe der Zeit, sie gehören der Erinnerung und der Zuversicht, sie gehören dem Weib, der Mutter, dem blonden Mädchen — Dir, Johanna!

Nachts wird die Seele fahnenflüchtig. Sobald sie keine Vorgesetzten mit strengen Befehlen über sich hat, schwingt sie sich auf und fliegt fort wie ein Zugvogel, der Sonnenland suchen geht ... flugs ist sie im Lande der Sehnsucht. Jede Nacht feiere ich Wiedersehn mit Dir, Geliebte!

Mitten im wilden Granatfeuer träumt man den seligsten Traum, den je ein Krieger träumte: man zieht feierlich in London ein, marschiert mit klingendem Spiel an Greys Fenstern vorüber und bringt dann seinem Vaterlande den Weltfrieden heim! Als Weltkriegssieger kehrt man ein im Hause seines deutschen Mädchens!

In dieses heiße Traumfest schnarrt zuweilen das Telephon hinein ... dieser kleine, kalte Teufel in meinem Unterstande holt mich aus Nirwana an den Rand des Schlachtfeldes zurück. Die Zugvögel der Sehnsucht haben sich da mit einem Male in Wolken verflogen, und der ganze Mensch gehört wieder seinem schweren Amte.

Die Kerze in der Erdhöhle ist niedergebrannt, langsam kriechen die Minuten. Man überläßt die Sorge um die Stunde den Wachtposten und die Sorge um die Zukunft den Sternen und dem Gott über den Sternen. Dann bin ich wieder bei Dir, Geliebte! In meine seligen Traumbilder gaukeln freilich andere hinein, blutrünstige, schreckende: ins Gespenstische verzerrt erscheinen mir die derbgezähnten Kinnladen eines englischen Ministers und Kriegstreibers, oder ich sehe blutbesudelte englische Krallenhände, die gierig um einen Globus herumgreifen ... In dem wunderlichen Gaukelspiel der Bilder darf ich dann wieder einen Augenblick trauliche Heimatbilder sehen, und wieder hat mein Telephon ein Anliegen. Da wird aus Hans Traummichel plötzlich ein nüchterner Feldsoldat. Ich bin auf dienstlicher Runde. Für heute ist es mit der Nachtruhe vorbei.

Auf englischem Boden finden die Heere keinen Schlaf mehr. Die Nächte sind durchlärmt und durchhastet wie die Tage. Auf den Straßen hinter der Front dröhnt die ganze Nacht der Gleichtritt der Bataillone und eiliger Hufschlag.

Die Fronten erstarren bei Nacht nicht, die Bataillone bleiben immer in Bewegung, Reservekolonnen verdichten dort, wo morgen der Generalstab den Keil ansetzen will, die Linien zu einem wuchtigen, eisenharten, riesenhaften Prellbock. Vorsichtig bringen am späten Abende die Verpflegerkolonnen ihre dampfenden Kessel vor, und die Soldaten verzehren ihr Frühstück, ihr Mittagbrot, Vesper und Abendbrot. Die Pioniere hämmern vor den Gräben die zerschossenen Verhaue zurecht und machen welken Drahthecken wieder die Dornen spitz.

Mitten im Schanzen ein Schuß und ein Aufschrei — eine englische Kugel ist nicht fehlgegangen. Ein Toter! Und das alles ein winzig kleiner Zwischenfall, der nicht eine Minute aufhält.

Horchposten melden, was sie erlauschten, und kurz darnach rufen weit hinter der Linie die Trommeln todmüde Streiter ans Gewehr, bald hier, bald dort ... die Trommelwirbel

schrillen durch die Nacht, als spiele mit knöchernen Fingern der Tod auf Sargdeckeln.

Diese Nächte auf englischem Boden sind nicht schwarz und nicht mondsilbern. Diese Nächte sind feuerrot. Wie von Opferaltären lohen rotflackernde Riesenflammen himmelwärts und erzählen den Göttern von der Not der Welt. Dazwischen blitzt es grellweiß und blendend auf — schwingt schon der Tod seine stählerne Hippe? Es sind die huschenden Lichtstreifen der Scheinwerfer, die Himmel und Erde abtasten. Wie Glotzaugen stieren diese Maschinensonnen in die Nacht, aber die anscheinend blöden Augen gehören zu einem gar feinen Hirn, hinter diesen Augen zittern die Nerven tatenlustiger Bataillone. Plötzlich steht man selbst mitten drin in diesem silbernen Riesentrichter, mit dem der Feind alles aufsaugt, was ihm wissenswert ist. Wie ein Gendarmenauge sieht sich der Scheinwerfer um, und wo eine Gruppe verwegener Nachtschwärmer nicht pünklich in ihrem Quartiere ist, in Graben und Unterstand, funkt im Nu die Artillerie!

Sind jenen Glotzaugen die Lider zugefallen, liegt die Nacht schwärzer als zuvor. Eine Minute lang. Strahlende Schweifsterne stehen jetzt am Himmel, Leuchtkugeln. Be-

dächtig, ihr Licht sparend, steigen sie empor, auf der Höhe ihres Bogens werfen sie in verschwenderischer Fülle ihre Lichtpracht über das Blachfeld und verglimmen. Sie haben alles gesehen, was der General am Kartentische wissen will. Sie bringen aber nicht bloß Kunde vom rüstigen Leben, sie leuchten auch in Schlucht und Gestrüpp hinein und schauen tausendfältiges Herzeleid ...

Plötzlich ist nach Nordosten zu der Horizont taghell überflammt. In den deutschen Linien ist ein Feuerstrahl aufgeschossen — ein furchtbarer Donnerschlag beim Abschuß, und bald darauf ein noch viel schauerlicheres Dröhnen von drüben her: ein Riesengeschoß hat ein englisches Munitionslager aufgestöbert und entsetzliches Strafgericht gehalten! Nun durchbrausen dort die Geschosse blutgierig das nächtliche Land, Flammen schießen leuchtend aus den Kanonenschlünden. Es ist grausig-schön und von malerischen Reizen, denn die Flugbahnen der Geschosse werden bei Nacht zu singenden Regenbogen.

Eine Sternschnuppe fällt. Es sieht wahrhaftig aus, als hätten die Haubitzen mit ihrem Steilfeuer einen Stern zertrümmert. Sternschnuppen — armer Herrgott mit deinem vorweltlichen, unwirksamen Himmelsfeuerwerke!

Farbige Signalkugeln, Tanz der Scheinwerferstrahlen, Funkenregen vor den Mäulern der schweren Geschütze, Lichtspritzer der Gewehre, Mörser-Wetterleuchten, ganze brennende Städte und Dörfer — das sind die Lichtfeste deiner Menschenkinder! Pyrotechnische Grotesken, wie die Erde noch keine sah! Und ihr Regisseur? Ist Gleisner Tod.

Gruselig ist dieser nächtliche Lichtspuk der Schlachtfelder von heute. Und nur das Morgendämmer kann ihm gebieten.

* *
*

So, Geliebte, sind die Nächte zwischen den Schlachten. Bei Nacht kriecht am Rande des Schlachtfeldes alles hervor, was den Tag fürchten muß. Kein lichtscheues Gesindel ist's. Jetzt gehn die vom Roten Kreuz über das Schlachtfeld.

Ich wohnte kürzlich dem Felddienst unserer Kriegshunde bei, die unter Führung unserer braven Sanitätsmannschaften auf eine nächtliche Streife durch Busch und Brach gingen, um jene Ärmsten der Armen zu retten, die auch das letzte verloren haben, das über alle Nöte hinweghilft: ihre Kameraden.

Einer der struppigen Köter rief uns in ein Heckengebüsch und zeigte uns ein Bild des

Jammers. Ein junger bayrischer Reiter, ein schmuckes Milchgesicht lag dort in Todesnot. Eine Granate hatte ihm das Gebein zerschlagen. Der junge Reitersmann krümmte sich in wildem Fieber. Ich wollte ihm die Feldflasche reichen, aber seine Seele schien bereits weiter zu sein, als daß er noch an Speise und Trank und irdischem Labsal hätte Gefallen finden können ...

Ich strich ihm die Stirn. Da wurde er ruhiger. Er mochte das Gefühl haben, seine Mutter lege ihm segnend die Hand auf, denn nach einer Weile lallte er in einem ängstlichen Traume:

„Mutter, daß i's net verschlof ... daß i's net verschlof ... London ... London ... Mutter, daß i's net verschlof ..."

Wir legten ihn auf die Bahre.

Er wird es nun doch verschlafen. Seine Mutter wird ihn nicht mehr wecken. Er muß den großen Tag verschlafen, an dem seine Kameraden mit klingendem Spiel in London einziehen werden ...

Und wieder rufen Kriegshunde aus einem Buchsbaumgehölz heraus, hier einer, dort einer ...

Soldaten nehmen die wimmernden Leiber ihrer Kameraden auf den Rücken und bergen

Freund und Feind vor dem Totentanz, der über das Schlachtfeld geistert. Thanatos, der Dämon des Todes, geht mit schwarzen Flügeln und gesenkter Fackel über die blutbespritzte Flur ...

Ich half einmal bei Nacht die besichtigen, die das Schlachtenwetter zu Boden geschleudert hatte, ich half prüfen, ob in tausend Kameraden noch Leben wäre ... Nur wer das getan hat, weiß, was Krieg ist.

Grau in Schwarz, Geliebte, das sind die Bilder. Und doch haben diese stillen nächtlichen Totenfeiern etwas unsäglich Erhebendes, etwas, das den ganzen Menschen bis ins Herzinnerste packt und zusammenrüttelt und große, unendlich tiefe Fragen stellt. Denn jeder Gefallene war ein Held. Jeder Tote hier ist ein Amen zu dem Gebet der deutschen Heere:

Herr, laß uns England niederzwingen!

*   *
*

Gestern haben wir den Spaßmacher meiner Kompanie begraben, Theodor Nietzelmeyer, einen Sonnenmenschen, dessen prächtig ironischer Wahlspruch in diesen langen, entbehrungsreichen Kämpfen immer wieder zündete: Nach Hause geh'n wir nicht, wenn auch

der Tag anbricht! Kurz vor dem Sturm auf Kiew wurde er mir als russischer Dolmetsch zugewiesen, der biedere Landsturmmann Theodor Nietzelmeyer, seines Zeichens Schlossermeister, mit unverfälschtem Spreewasser getauft und mit einem Humor begnadet, der aus der kitzlichsten Situation etwas zur Erhaltung der guten Laune herausschlug, und war es ein noch so trockenes, schnoddriges Witzchen. Geliebte Johanna, hättest Du mir zugetraut, daß ich jemals an Berliner Witzeleien hätte meine helle Freude haben können? Mancherlei, woran man seine Seele hängte, entwertet der Krieg bis zum Nichts. Und andere Dinge, über die man naserümpfend hinwegsah, lehrt er schätzen. Eine der teuersten Himmelsgaben ist für den Feldsoldaten schlagfertiger Humor. Wo frommer Sinn und guter Humor beisammen sind, mit solchen Leuten will ich zehn Jahre im Schützengraben liegen! Aber Spötter und mißgelaunte Miesepeter sind Englands heimliche Verbündete.

Wollte sich in der Kompanie einmal schwermütige Stimmung breit machen, schilderte Theodor Nietzelmeyer in stundenlangem Vortrage den Abschied von seinem „Eigentums-Feldwebel" daheim. „Theodor," hätte seine Rieke gesagt, „mach dir nich so weit

vorne 'ran, denn uf Vorjesetzte schießen sie man zuerst!" Nietzelmeyer war Gefreiter. Auf seinen Patrouillengängen war er regelmäßig heimtückischen Überfällen durch Tauben, Hühner und Gänse ausgesetzt, und in der Notwehr ist bekanntlich Schießen erlaubt. Sein ganzer Stolz war sein sechsfach durchlöcherter Helm. Er behauptete, den habe der Gemeindevorstand von Kuhschnappel in der Schlacht bei Gilgenburg getragen, man habe dem Armen nach den sechs Kopfschüssen das Gehirn „wegamputiert", jetzt walte er wieder seines Amtes, und kein Mensch in der Gemeinde hätte gemerkt, daß sich in dem begnadeten Haupte eine Veränderung vollzogen habe. Nietzelmeyer hatte in einem ostpreußischen Gefechte seine Pickelhaube auf dem Seitengewehre über den Schützengraben hinausschauen lassen, um die Russen zu necken, und das hatte seinem Helm die sechs Schußlöcher eingebracht.

Ein ganz besonderes Glanzstück seiner Berliner Erzählungskunst war es, wenn er seinen Tannenberger Streich zum besten gab. Als kundiger Schlosser und Dolmetsch hatte er sich im Drunter und Drüber dieser Riesenschlacht an eine russische Telephonleitung angeschlossen, hatte sich mit dem russischen

Korpskommandanten über die Kriegslage unterhalten und ihn überzeugt, daß es ratsam wäre, etliche Regimenter in die nächste Nähe der Masurischen Sümpfe zu dirigieren ...

Wer hätte seine Anekdoten auf das Körnchen Wahrheit untersuchen mögen — aber wahrer Balsam waren seine Schnurren! Ich habe in den ersten Kriegsmonaten den „Faust" und Fichtes „Wahrhaften Krieg" wieder gelesen, aber jetzt erlauben die Nerven dem Geiste keine Sammlung zu philosophischer Lektüre mehr. Nach dem ersten Kriegssemester hat schwere Literatur dem Mann im Schützengraben nichts mehr zu sagen, da heißt's: Guter Humor ist der halbe Sieg!

Und diesen Sonnenmenschen hat gestern der Tod in sein Schattenreich abkommandiert. Vorige Nacht haben wir Theodor Nietzelmeyer begraben.

Er hatte erfahren, daß sein Sohn, der junge Gardegrenadier-Freiwillige, in der Nähe gefallen wäre. Die ganze Nacht hat er ihn gesucht, der sein Alles auf Erden war. Gottes Sterne und die Feuer am Rande des Schlachtfeldes haben ihm den Leichnam finden helfen. Da hat er nun dem Toten aus Zeltbahnen ein Bahrtuch für sein letztes Lager bereitet ... hurtig hat er angefangen,

ihm ein Grab zu schaufeln ... in blindem Eifer hat er weiter hantiert, als eine Leuchtkugel ihm zuschaute — und eine Kolonne feindlicher Schützen ...! Nun trug sein Helm zu den sechs humoristischen Löchern das siebente, das schreckende Mal.

Ohne Qual ist Nietzelmeyer einen schönen Soldatentod gestorben ...

Vorige Nacht stand ich mit den Kameraden seines Zugs um die beiden herum, um den jungen Grenadier und unsern Helden der Vaterliebe. Wie ich ihm die Augen zudrückte, die mit ihrem schelmischen Lachen so oft die Kompanie erheitert hatten, das werde ich nie vergessen! Die rechte Hand hielt er am Helm, als hätte er noch sterbend seinen Kaiser grüßen wollen. Nietzelmeyer hatte Lyck erlebt! Und wer dort den Kaiser sah, wie er auf dem Markt inmitten von Trümmern und Schuttgeröll, rauchenden Ruinen und grausiger Wüstenei stand und doch im herrlichsten Siegerkranz, in einem Kranz feldgrauer, jubilierender Sieger aus allen deutschen Gauen — dem bleibt dieses welthistorische Kaiserbild bis in den Tod vor Augen!

Ich ließ den beiden ein gemeinsames Grab schaufeln. Lautlos, keiner sprach ein Wort. Wir warfen mit verbissenen Lippen den Toten

Ackerkrume nach, aber kein Predigtwort wird hier auf den Weg ins Ewige mitgegeben. Was gelten hier im Felde Worte! In einem Winkel des großen europäischen Domes, in dem der Weltenmeister jetzt zur Menschheit predigt, schwatzt man nicht.

Wir standen noch eine Weile und erschauerten unter der Wucht dieses kleinen und doch so großen Heldenepos vom Vater, der auf englischer Erde seinen Sohn suchen ging. Feuchten Auges beteten wir ... man will es ja nicht glauben, daß mit ein paar Spatenstichen und einem nassen Lehmloch, fern von Weib und Kind und Braut und Freund, nun Tag für Tag Tausende von Menschenleben erledigt sein sollen, und man duckt sich wie unter ein unerbittliches Verhängnis, das über die ganze Menschheit gekommen ist und das nirgend anders zu beschwören ist als auf britischem Boden! Und von deutschen Waffen!

Wir banden Baumäste zu einem Grabkreuz zusammen, krönten es mit dem durchlöcherten Helm und schrieben auf ein Holzschild:

Hier träumen Vater und Sohn
vom größeren Deutschland.

Als wir unsere Helme zum letzten Gruß abnahmen, war die Feierlichkeit eines Hochamtes um uns her, und die Feldglocken läuteten, die Kanonen.

Wir gingen zurück in unseren Erdschlupf. Fackeln, die über brennenden Dörfern lohten, hielten draußen Totenwacht.

* *
*

Geliebte Johanna, das sind die Nächte zwischen den Schlachten. Sie sind die Zeit unsrer stillen Totenfeiern. Ich quäle Dich mit finsteren Bildern, ich will Dir auch nie wieder bei Nacht schreiben ...

Am Tage, zwischen lustigen Liedern, will ich Dir schreiben! Wenn wir wacker dreingehauen haben, und wenn die strahlenden Augen der Kameraden um mich sind! Wenn der Befehl zum letzten großen Sturmangriff gekommen sein wird, der uns, wenn Gott es will, über die Sperrkette der North-Downs vorwärts bringen soll — dann will ich Dir schreiben!

Herrgott, erfülle an mir, was der junge bayrische Reitersmann vergeblich erflehte: Mutter, daß i's net verschlof ... daß i's net verschlof ... London ... London ... Mutter, daß i's net verschlof ...

Leb wohl, Geliebte! Für uns hier ist die kurze Nacht vorüber. Rot wölbt sich schon im Osten dem jungen Tage das Tor. Nun erschallt auch das Morgenlied der Vögel, der Vögel mit Pfeil und Bombe. Und Maschinengewehre sagen ihre Morgensprüche auf. Eisern steht die deutsche Wacht, das Auge nach Norden. Schußbereit spähen wir nach dem Feinde aus. Die zähen, feldgrauen Gesichter färbt das Morgenrot bronzen. Diese deutsche Mauer von Eisen und Bronze zerbricht kein Feind.

Am Abende ist gern weiche Sehnsucht nach Friede und Heimat in der Seele obenauf, und der heilige Kampfeszorn will welk werden. Aber am Morgen blüht er wieder brennendrot! Mit Ungestüm will man sich durchschlagen und die Stunde erzwingen, die uns das große Kehrt schenkt und uns der Heimat wiedergibt.

Diese große Stunde, Geliebte, ist nicht mehr fern! London noch — und britische Blutschuld ist gerächt, und ein Weltkrieg ist zu Ende!

Schlaf wohl, Geliebte!

Fliegerkampf über der Themse



In der Talmulde bei Cuckfield ist das Fliegerlager des dritten Invasionskorps. Kurz nach Mitternacht klingelt im unterirdischen Geschäftszimmer des Flughafens das Telephon:

„Das Geschwader hat bei Sonnenaufgang in der Richtung Aldershot, Guildfort, Reigate aufzuklären!“ Es soll vor allem die Stärke der vorgeschobenen englischen Reserven festgestellt werden.

Im Halbdüster machen achtzig Tauben große Toilette. Soviel geschäftige Hände sind um sie herum, als gelte es, achtzig Bräute für die Hochzeitsfeier fertig zu machen. Jedes metallene Bändchen und Fältchen, jede Naht im Flügelleinen, jedes stählerne Schleifchen wird noch einmal nachgesehen, an tausend kleine Dinge gibt's zu denken, denn der geringste Handgriff ist für den Erfolg der Fahrt wichtig. Es ist wie überall im Leben: wer Großes will, muß sich zuvor mit einem ganzen Schwarm von notwendigen Kleinigkeiten abfinden.

Hochzeitsflug? Revolver, Karabiner, Bomben, Pfeile — es geht zu einer Bluthochzeit.

Gegen Osten füllen sich die Frühnebel mit schwachem Lichte. Die Maschinen sind flugfertig. Die Motore knattern, und die Propeller üben noch einmal auf der Erde, was sie in den Wolken zeigen sollen. Voll Ungestüm zerren die Maschinen an ihren Fesseln, sie ächzen und bäumen sich vor Ungeduld, sie schauen nach Norden aus, nach den Höhenzügen der North-Downs, hinter denen sich die breite Talsenke der Themse dehnt.

„Loslassen!" befiehlt Hauptmann von Brendecke, der Geschwaderführer, und steigt als erster auf. Er ist Beobachter, am Steuer sitzt Leutnant Pröhl.

Da machen sich die achtzig Flügelwesen in kleinen Schwärmen auf den Weg. Erst torkeln sie ein paar Schritte, plump und ungeschickt, dann rasen sie wutschnaubend fort wie vorweltliche Ungetüme. Und nun wiederholt sich das Wunder, daß die schweren Kolosse zu leichtbeschwingten Vögeln werden. Zu Tauben? Das sind Adler mit breitem Gefänge. Deutsche Adler, die heute endlich schauen wollen, wonach ihnen seit Monaten der Sinn steht — London!

Sie fliegen nicht hoch, denn noch brauen die Nebel. Dünne Gazevorhänge verhüllen noch die Bühne, auf der in diesen Tagen der

Schlußakt der großen Tragödie gespielt werden soll.

Nach Karte, Uhr und Kompaß müssen sie jetzt ganz nahe am Feinde sein. Jeder Nerv ist gespannt. Die Flieger wissen, daß ihre Meldungen an Hindenburgs Kartentisch eine Rolle spielen werden.

Hurra! Jetzt kommt Bewegung in die Nebel! Leichte Morgenböen zerreißen die lästigen Schleier. Kaum aber haben die Ferngläser Truppenverbände aufgespürt, pfeifen schon die ersten Infanteriegeschosse herauf, so pünktlich und erbittert, als hätten die Schützen die ganze Nacht nach diesen Raubvögeln auf dem Anstand gelegen. Die Flieger geben Vollgas, und mit hundertzwanzig Stundenkilometern schrauben sich die Maschinen in großen Kurven ins Himmelblau hinauf.

Zweitausendzweihundert Meter zeigt der Höhenmesser.

Plötzlich stehen Schrapnellwölkchen neben den Maschinen. Die Geschütze, die auf dem Anmarsch gegen die deutschen Linien waren, haben abgeprotzt ... achtzig Flugzeuge, das lockt, und das muß lohnen! Weil die Motoren jeden Laut aufsaugen, hören die Flieger das Abfeuern der Schrapnelle nicht. Un=

heimlich ist es darum, wenn mit einem Male neben den Flugzeugen diese weißen gespenstischen Riesenfäuste aus dem Nichts auftauchen, die packen und Feuer legen und zermalmen wollen.

Die Maschinen stürmen weiter und überschreien das Lärmen um sich her, sie erinnern an ängstliche Kinder, die bei schwerem Wetter singen, um den Donner nicht hören zu müssen. Nein, die wackeren Meldereiter in den Lüften kommt keine Furcht an! Ehe die nicht auf das Woher und Wohin und Wieviel der feindlichen Truppen Antwort geben können, denken sie nicht daran, den schützenden Hafen aufzusuchen. Mögen die Kanonen Geschoß um Geschoß heraufpeitschen, mögen unten die Maschinengewehre ihre hundertzinkigen Bleigabeln in die Luft werfen, so leicht wird es ihnen nicht gelingen, einen Vogel aufzuspießen.

Die Höhenmesser zeigen jetzt die schwindelnde Höhe von zweitausendachthundert Metern an.

Kaltblütig suchen die Beobachter das Gelände ab.

Dort blitzt es auf ...

„Aha!“ „Na also!“

Die länglichen Vierecke dort im Parkge-

hölz, das sind jene Geschütze, die gestern wie ein Blitz aus heiterem Himmel dreinfuhren und bis jetzt unentdeckt blieben! Da stecken sie also. Rasch ist alles über sie Wissenswerte zu Protokoll genommen. Jede verdächtige Pockennarbe, die auf dem entstellten Gesicht der englischen Parklandschaft zu entdecken ist, zeichnen die Beobachter in die Karte ein, sie spähen und messen, entwerfen Krokis, biegen sich immer wieder über Bord, lassen ihre hungrigen Soldatenaugen auf dem Gelände weiden und schreiben und zeichnen und stöbern mit dem Prismenglase immer neue Zickzacklinien auf, neue Schützengräben. Gebt acht, ihr feldgrauen Ikarusse, die Schrapnelle tasten sich immer näher an euch heran und stehen euch nach dem Leben! Wahrlich, es ist nicht mehr wohnlich in der schwindelnden Höhe. Der Luftdruck der platzenden Geschosse stößt die Maschinen, daß sie taumeln, als wären sie nicht mehr einem zielbewußten Willen untertänig. Hier und dort leckt schon englisches Blei an den Flügeln. Aber im Norden blinken die Türme von London — in dieser stolzen Zuversicht würde deutschen Soldaten selbst die Hölle wohnlich werden!

Die rings vom Tode bedräuten Flügelwesen sind nicht wehrlos! Jetzt verspritzen

sie ihr Gift. Die erste Bombe fällt. Sobald sie die Gondel verlassen hat, entfaltet sie ihr schwarzweißrotes Band — so geschmückt, kann sie dem Auge der Flieger nicht entschwinden. Die flatternde Schleife im Haar, so reitet der Tod auf die Erde. Flatternde Fahnen und bleischwer daran das Verderben, das ist der Krieg!

Die Reihen der beworfenen Schwadronen werden im Nu zu einem wimmelnden Ameisenhaufen. In den Tagen der harten Kriegsdrangsal, mit der England und seine Spießgesellen die ganze Welt heimsuchten, ist es ein unbeschreiblich majestätisches Gefühl, Herrgott spielen, Blitze auf die englische Erde schicken dürfen, die Schuld der britischen Gaukler zu rächen, die in frivoler Vermessenheit einst mit dem Gedanken des Weltkriegs zu spielen anfingen.

Stärkere Böen kommen auf — was ist da der majestätische Mensch in seiner Ohnmacht! Die Maschinen schlingern, sie schnellen empor und rutschen ab — Hexentanzplatz. Aber der eiserne Wille siegt. Die Schrauben brausen, die straffen Drähte singen. Die Führer haben in Wetterwirbel und Schrapnellfeuer die Hand fest an Steuer und Hebel, die Beobachter halten in flink hingestrichelten Rissen

die Stellungen der überflogenen Truppen fest, und zwischendurch, fast mechanisch, werfen sie einen verstohlen triumphierenden Blick auf die Türme der Stadt, die wohl in diesen Tagen das blutigste Ringen der Weltgeschichte erleben wird ...

Da nun die Sonne auf ist und das Morgenlicht dem Gelände Licht und Schatten gibt, kann die Kamera an die Arbeit gehen. Sie spioniert mit einem einzigen Blick jeden Winkel aus und ist nicht vergeßlich wie das menschliche Auge. Sie holt aus den feindlichen Lagern zwischen Forest-Ridge und North-Downs gute Beute und hält sie fest. Ihr Scharfblick und ihr Gedächtnis helfen die Schlachten von heute gewinnen.

Schrecken lähmt plötzlich die wackeren Späher. Ein Volltreffer hat zwei Kameraden gepackt. Das Flugzeug ist zu Splittern und Fetzen zerrissen. Stählerne Brocken und Gliedmaßen, menschliche Gliedmaßen fallen nieder. Blut tropft vom Himmel.

Da macht der Zorn mobil. Dort fährt ein Eisenbahnzug, er scheint Munition zu bringen. Sie überfliegen ihn, und wohin achtzig Kampfflugzeuge zielen, da gibt's Unglück, Todesnot ... Ist es gar ein Truppentransportzug gewesen? ...

Der Tag klärt bis zu seltener Durchsichtigkeit auf. Die Schrapnelle zischen immer gieriger heran. Noch höher schrauben sich die Maschinen.

Die Flieger schauen dem Feinde wacker in die Karten ... jetzt kennen sie seine leeren Blätter und seine Trümpfe. Eine Stunde noch — und Hindenburg ist am Ausspielen!

*   *
*

Da tauchen am nördlichen Horizonte winzig schwarze Punkte auf. Die Punkte wachsen und setzen Flügel an. Fünf, sechs, acht, zwanzig, fünfzig, hundert ... ein Riesengeschwader ist's.

„Höhensteuer!“ überbrüllt Hauptmann von Brendecke den Motor und zeigt Leutnant Pröhl, der am Steuer sitzt, die Schwärme der näherkommenden Stößer. Einhundertundzwanzig sind es! Solche Geschwader hat die Welt noch nie gesehen! Da krampfen sich die Hände fester ans Steuerrad, und die Herzen klopfen ...

Jetzt gilt's! Den Karabiner entsichert, und 'ran an den Feind! Hier oben gibt's keinen Stellungskrieg, hier siegt nur Blücherscher Geist!

„Höhensteuer!“ Ein Gebirgskrieg ist der Luftkampf: wer die Höhe hält, ist Sieger. Fast auf die Höhe zwanzig Kölner Dome geht's hinauf!

Jetzt prallen die Geschwader aufeinander. Die Flugzeuge begrüßen sich mit Pulver und Blei, stoßen hart am Gegner vorbei, ihm den Weg zu verlegen, sie fahren scharfe Bogen und schlagen Haken und suchen mit List und Gewalt einander in Schach zu halten. Die Flieger reißen ihre Maschinen scharf auf den Flügelspitzen herum, und wenn sie in der Kurve liegen, suchen sich die Karabiner ihr lebendes Ziel ...

Das ist ein wunderlicher, ein blutroter, ein grauenhafter Hexensabbat da oben.

Einem Engländer gelingt es, Hauptmann von Brendeckes Flugzeug in geringer Höhe zu überfliegen. Er wirft eine Bombe. Haarscharf fliegt sie am Schwanzende des deutschen Vogels vorbei. Einmal unterwegs, sucht sie sich andere Opfer ... nach ein paar Sekunden schlachtet sie einer englischen Schwadron die Pferde ab.

Die englischen Flugschützen haben kaltes Blut und zielen sicher, schon mancher deutsche Feldgraue beißt die Lippen aufeinander, um seinen Wundschmerz zu verwinden. Die deut-

schen Maschinengewehre auf ihren Dreh-türmen schießen auch nicht ins Himmelblau! Auf einem englischen Führersitz ruht nur noch ein Leichnam. Die Maschine taumelt, schießt ziellos hin und her, reißt fallend aus einem kämpfenden Schwarme ein Schwesterflugzeug heraus und nimmt es brennend mit in den Abgrund.

Die Geschütze unten schweigen längst, aber gegen Freund und Feind rennt immer härter der gemeinsame Gegner an, wild brausend reitet der Sturm vom Ozean her übers Land. Die Sturmböen verwandeln das Luftreich in ein Kampfgelände voll schwieriger Hinder-nisse. Als hätten sie Wolfsgruben da oben gebaut: die Flugzeuge gleiten in Löcher, stau-chen auf, sitzen für Augenblicke fest. Aber der Kampf geht weiter. Jeder sucht dem anderen die Höhenstellung abzugewinnen. Die Ma-schinen werden auf äußerste Kraft gestellt, blitzend wirbeln die Schrauben. Die Augen leuchten auf. Jeder Muskel ist gespannt.

Leutnant Pröhl bekommt einen Schlag vor den Kopf, als hätte man eine Keule nach ihm geworfen. Er tastet seinen Sturzhelm ab ... Da steckt es — ein Geschoß! Die Stahlspäne des Helms haben es aufgehalten, aber es muß sich doch ein paar Millimeter tief in die

Schädeldecke eingekeilt haben, Blut rieselt über die Schläfe.

Der Hauptmann hat den kurzen Aufschrei gehört und sieht sich nach Leutnant Pröhl um.

Der Leutnant, beiläufig:

„Nix ist, Herr Hauptmann. Kleinen Splitter eingestochen ...!"

Und sie kämpfen weiter. Hier darf keiner wegtreten, denn es geht zwei gegen drei. Die Luftschlacht besteht aus Einzelgefechten, aus Überfällen und Sondertänzen, aus grausam harten Turnieren auf Leben und Tod. Revolverkugeln trommeln an die Panzerung der Rumpfgestelle, Karabinergeschosse fahren knirschend in das Aluminium der Kühler-Lamellen. Hier splittert das Furnier einer Gondel, dort geht ein Tourenzähler in Scherben. Zuweilen ballen sich die Geplänkel der einzelnen Gruppen zu einer Massenschlacht zusammen, kopfüber stürzen gelähmte Vögel in die Tiefe ... Ob Freund oder Feind, das werden selbst die da unten nur noch mit Mühe feststellen können.

Und mitten in dem Kampf um Leben oder Sterben lassen die deutschen Flieger immer wieder einen Blick nach dem steinernen Meer gleiten, nach London, der Stadt der Welt, der kalten Stadt des Neides ... Ihr wird es

warm werden in diesen Tagen! Ein Blick auf die Türme von London macht den von gewaltiger Übermacht hart bedrängten deutschen Vorposten immer wieder Mut.

Jetzt werden sie Zeugen einer Heldentat von grausiger Größe. Als hätten sie sich das Zeichen gegeben, freiwillig in den Tod zu gehen, stürzen sich zwei englische Flugzeuge wie Amokläufer auf ein besonders gefürchtetes deutsches Kampfflugzeug, das mit neuen, geheimnisvollen Waffen ausgerüstet ist und schon etliche englische Vögel abgeschossen hat. Sie packen es hinten und vorn, verhaken sich in sein Gestänge ... ein paar letzte Schüsse ... ein Knäuel stürzt von der Höhe der Zugspitze nieder ... unten regt es sich in den Trümmern nicht eine Sekunde noch. Solche gruselig-große Taten reifen nur, wo die Weltgeschichte vor letzten, allerschwersten Entscheidungen steht.

*　　*
*

Auch Hauptmann von Brendecke holt der Tod. Das Wetter ist so verlockend sichtig heute, da hat er sich einen Augenblick über Bord gebogen, um eine Artillerie-Scheinstellung und die Arbeiten an einem Flatterminenfelde festzustellen. Und er hätte wichtige Mel-

dungen machen können — wäre ihm nicht das Blei ins Rückenmark gefahren. Wie ein Überfahrtskahn auf dem Acheron treibt nun die Gondel. Der Hauptmann tot. Und der Helm des Leutnants mit Blut an den Kopf geklebt ... Ein unerhörtes Morden ist zuweilen dieser Krieg, nur die Größe des Ziels und das reine Gewissen lassen deutsche Männer solche Bilder ertragen.

Der Beobachter ist nicht mehr. Ein blinder Vogel aber ist nichts nütze da oben. Leutnant Pröhl geht steil ein paar hundert Meter hinab, um sich der Aufmerksamkeit des Feindes zu entziehen. Die sollen ihn für erledigt halten. Dann will er nach dem Flughafen zurückkehren.

Wie er in zweitausend Meter Höhe Ausguck hält, merkt er, daß er während des Kampfes völlig die Orientierung verloren hat. Ohne Fühlung mit dem Feinde sein ist schwer, aber Fühlung mit dem feindlichen Lande verlieren, ist Tod oder Gefangenschaft. Er sucht auf der Karte und im Gelände — die beiden Bilder wollen und wollen sich nicht decken ...

Mit nur einem Backenstreich gibt sich aber das Schicksal selten zufrieden: jetzt fängt auch noch der Motor unregelmäßig zu laufen

an. In dem feinen Uhrwerke stimmt etwas nicht, im Hebelwerk mag irgendwo ein Bleikern sitzen. Die Zylinder versagen den Dienst ... jetzt ist die Lage ernst.

In ganz flachem Gleitfluge geht der todwunde Vogel nieder. Deutsch-England kann er nicht mehr erreichen, nun schaut Leutnant Pröhl nach einem menschenleeren Stück Land aus, wo er landen kann.

Auf einer Wiese an einem Flusse, zwischen Wald und Parkgehölz, setzt das Flugzeug auf.

Eine Kugel hat ein kleines Rohr getroffen und den Motor gedrosselt. Der Schaden kann geheilt werden. Aber doch nicht mit der Geschwindigkeit, mit dem im Meilenkreise die Meldung weitergegeben wird, daß so ein damned German gelandet sei.

Der erste auf dem Plane ist ein gutgekleideter, bejahrter Edelmann, der dort seinen Landsitz hat. Er ist von altenglischer Art, klein und dick, seine unmoderne Leibesfülle hat er aus vorsportlicher Zeit in das England von heute hereingeschmuggelt. In seinem grauen Zylinderhute und den Reitstiefeln sieht er beinahe aus wie John Bull, aus dem Simplizissimus gestohlen. Dem reichbegüterten, angesehenen Baron zotteln bewaff-

nete Bauern und keifendes Weibsvolk hinterdrein.

Wie der Baron noch fünfzig Meter entfernt ist, feuert er mit einem Revolver auf das Flugzeug.

Leutnant Pröhl läßt ihn herankommen und gibt dann plötzlich mit dem Maschinengewehr zwei Schreckschüsse ab. Es sind die beiden letzten Patronen. Jetzt müssen keckes Auftreten und unerschrockene Rede weiterhelfen!

„Take place or death!“ fährt Leutnant Pröhl ihn hart an. „Platznehmen oder das Leben!“ Denn schon naht ein neuer Haufe bewaffneter Bauern, und es eilt, eine Geisel zu gewinnen.

Der Edelmann und Revolverheld zieht das Platznehmen der Maschinenkugel vor und steigt raunzend in die Gondel ein, während Leutnant Pröhl an die Ausbesserung des Motors geht. Wenn einen Steinwurf weit bewaffnete Bauern murren, werden die Minuten zu Ewigkeiten ...

„Noch einen Schritt vor — und die Geisel hat ihr Leben verwirkt!!“

Jetzt wissen es die Bauern. Nun flickt er in aller Ruhe die leicht angerissene Herzschlagader seines Vogels. Bald sind die letzten Handgriffe erledigt.

Leutnant Pröhl ist vor eine schwere Wahl gestellt. Soll er den Leichnam seines Hauptmanns jetzt nach dem Flughafen bringen, oder soll er den Landedelmann mit in die Lüfte nehmen? Beide kann der kaum genesene Vogel noch nicht tragen. Gibt er den Baron wieder frei, darf er sicher sein, daß die grollenden Bauern das Flugzeug beim Aufstieg heimtückisch beschießen und ihn gewiß bei einer zweiten Notlandung erbarmungslos erschlagen würden.

Er bettet vorläufig den Leichnam an den Waldrand. Sobald wie nur möglich wird er ihn hinter die deutsche Front überführen. Den Bauern sagt er: Wenn sich inzwischen eine unselige Hand an diesem Toten vergreifen sollte, wäre es um die Geisel geschehen!

Dann schwingt er sich mit seiner seltsamen Beute auf.

Hoch in den Lüften erfährt Leutnant Pröhl, daß der Fluß da unten die junge Themse ist. So gewaltig haben die deutschen Flieger während des Kampfes nach Nordwesten vorgedrückt! Leutnant Pröhl verrät nun auch seinem Wegweiser, er brauche vor dem Maschinengewehre keine Angst zu haben, die Munition sei bis auf die letzte Patrone verschossen.

Der Baron möchte sich wahrhaftig ohrfeigen!

Endlich leuchtet das Landekreuz auf. Dort ist der deutsche Flughafen! In engen Spiralen senkt sich die Maschine. Generalstabsoffiziere kommen auf Leutnant Pröhl zu, ihn zu beglückwünschen und mit Rotwein und Zigaretten zu bewirten. Jubelnd nehmen sie die John-Bull-Karikatur in Empfang! Aber dann ... dann klagt in den Jubel der Schmerz. Sie erfahren, daß am Ufer der oberen Themse der Leichnam Hauptmann Brendeckes ruhe ... und daß der Kampf in den Lüften viel Herzblut gekostet habe ...

Ein Stabsarzt will Leutnant Pröhl den blutverkrusteten Sturzhelm abnehmen. Der wehrt ihm. Erst will er den Leichnam seines Hauptmanns bergen. Er besteigt eins von den wenigen Flugzeugen, die in dem harten Kampfe unversehrt geblieben sind, versorgt das Maschinengewehr mit Munition und fliegt mit einem Begleiter zum zweiten Male auf ...

* *
*

Da kehren die deutschen Kampfvögel siegreich in ihren Horst zurück. Achtzig Fliegerpaare flogen im Morgendämmer auf, und kaum fünfzig haben sich heimgefunden. Und

doch als ruhmreiche Sieger? Deutsche Wissenschaft und deutsche Industrie im Bunde mit deutschem Heldenmute müssen in den Lüften Großes vollbracht haben! Denn der Kampf ging zwei gegen drei!

Eine lange, lange Reihe Toter. Aber der Krieg läßt dem Herzen jetzt nicht viel Zeit, Gefühlsregungen zu pflegen. Später! Später! In dieser Stunde will das Vaterland von seinen Fliegern Photos haben, Krokis, Skizzen, Berichte! Telephon, Telegraph und Automobile tragen dem Oberkommando wichtige Nachrichten zu. Stift und Kamera haben heute kostbare Beute heimgebracht!

Ein General, der sich von den Fliegern interessante Beobachtungen vortragen läßt, sagt am Schlusse einer kurzen Ansprache, in der er den Gefallenen ein knappes Wort in die Ewigkeit nachgerufen hat:

„... Meine Herren, hohe Orden haben Sie sich schon in Rußland und Frankreich verdient. Äußerliche Zeichen des Dankes kann Ihnen das Vaterland kaum noch geben. Aber, meine Herren, den schönsten Lohn haben Sie sich heute selber geholt: Sie haben auf den Flügeln Ihrer deutschen Adler London gesehen!"

Die letzte Schlacht des Jahr-hunderts



Über der Talsenke des Medway stehen seit acht Tagen schwere Gewitter. Sie haben sich zwischen den Höhen der North-Downs und des Forest-Ridge verfangen und scheinen sich von den Hängen nicht losmachen zu können. Das Unwetter ist von vorweltlicher Urgewalt, es reißt Wälder aus der Erde und zersplittert Felsen, und von Stunde zu Stunde wächst sein Ungestüm. Immer drohender grollt der Donner, die Blitze werden immer wählerischer beim Aussuchen ihrer Opfer. London sieht im Süden dieses Wetterleuchten, seit acht Tagen hört es in der Ferne das Gewitter knurren, von früh bis abends schreckt es und wieder bis zum Morgen. Wird dieser Gewittersturm über die Berge herüberfegen ...?

London, Britannien, die ganze Welt schaut mit Bangen oder mit unendlicher Glücksvorfreude nach dem Wetterwinkel an den North-Downs.

Diese Norddünen durchqueren die Grafschaften Surrey und Kent als hundertfünfzig Kilometer langer Höhenzug. Vier Wegstunden südlich von London wachsen sie aus der Talmulde des Medway heraus wie das sächsische Erzgebirge aus der Egerebene. Und dem Böhmischen Mittelgebirge im Süden der

Egerniederung gleicht der kreisförmige Höhenrücken des Forest-Ridge. Sind die englischen Höhenzüge auch nur drittelshoch, so schützen sie doch wie ein breiter Festungswall die Ebene der Themse.

Seitdem die ersten drohenden Zeichen im europäischen Osten Albion ängstigten und die Furcht vor dem Zusammenbruche Rußlands die „Genossenschaft zur Erledigung Deutschlands" wie ein Schreckgespenst heimsuchte, haben die Engländer aus diesem natürlichen Wall eine Festung geschaffen, die alle Meisterwerke der Kriegstechnik, die jemals auf dem Erdenrund zu schauen waren, in den Schatten stellt. Der Festungsbau rings um London ist eine Angelegenheit des ganzen englischen Volkes gewesen. Nach den kühn und weislich ersonnenen Plänen der britischen Ingenieure, die aus dem Weltkrieg lernten, haben Scharen von Baukundigen und ungezählte Armierungsbataillone ein Ruhmesmal nationaler Volkskraft aus den North-Downs geschaffen. Mit einem ungeheuren Aufwand von Beton und Nickelstahl haben sie Panzerforts und bombensichere Artilleriebehausungen und kunstvolle Infanteriewerke in die Höhenzüge eingebaut. Die Sommersitze der englischen Edelleute auf diesen Höhen-

zügen sind in Schutt und Asche gelegt worden, damit von der Riesenfeste jeglicher Flitter abgestreift werde, der den Verteidigern gefährlich werden könnte. Jeder Park in dieser schönheitbegnadeten Landschaft ist jetzt ein Bollwerk mit Wolfsgruben und heimtückischen Drahtverhauen und allerhand Fallen und geheimnisvollen Hindernissen, die in den Dienst der List gestellt werden sollen. Die North-Downs sind eine Trutzfeste, die nach menschlichem Ermessen nicht erstürmt werden kann. Sie sind wahrhaftig ein Erz-Gebirge geworden.

Gegenüber, auf dem Nordabhange des Forest-Ridge, stehen die Deutschen, und der Wille eines Hindenburg sucht ihnen den Weg nach Norden.

*   *
*

Das Brandungsgebrüll der Schlachtenwogen zwischen den beiden Höhenzügen ist von erschreckender Gewalt. Tod! schreit's über die Talbreite hinüber, und Not! kommt das Echo zurück. Einen Geländeabschnitt, auf dem die Engländer wiederholt vorzubrechen versuchten, nennen unsere Soldaten den Gottseibeiuns-Acker. Das entsetzliche Schlachtengetümmel ist anzuhören, als solle hier alles

gegeneinander ausgespielt werden, was im Weltkrieg an Kriegswerkzeug und Stoßkraft noch übrig geblieben ist. Als sollten alle Arsenale rasch noch geräumt werden, damit in die lange Friedenszeit, die dieser letzten Entscheidungsschlacht folgen wird, auch nicht eine einzige unnütze Granate mit hinübergenommen werde!

Die Geschütze brüllen wie Riesenherden wilder Bestien einander an und haben sich in den acht Tagen noch nicht heiser geschrien. Die Geschütze müssen jetzt laut reden, denn alle fünf Erdteile wollen es hören! Die letzte Schlacht des Jahrhunderts hebt an! In der um die Welt gekämpft wird!

Der Artilleriekampf will sich seit heute morgen in seinem Wüten selbst noch übertreffen. Ein furchtbares Ringen der Ingenieure und Kanoniere tobt auf der unendlich langen Front von Midhurst bis Ashford. Gegenüber diesen beiden Flügelpunkten der deutschen Front haben sich die Engländer ganz besonders stark verschanzt, denn sie kennen Hindenburg als Meister gigantischer Zangenarbeiten und fürchten seine Umklammerung.

Ein Genie der Feldherrnkunst zehrt aber nicht vom Schema. Hindenburg plant, sich mit zwei Stierhörnern in die feindliche Stel-

lung einzubohren und die ganze Front auszuheben. Von dem kleinen Eisenbahnknotenpunkt Three Bridges will er über Horley vorstoßen und, dreißig Kilometer weiter östlich, von Paddock Wood aus nach Sevenoaks. Während er in den letzten Tagen hier und dort zu Scheinvorstößen ansetzte, um den Feind zur Munitionsverschwendung zu reizen und ihm das Rätselraten um das Wo des deutschen Durchbruchsversuches so nervenzerrüttend wie möglich zu machen, hat er heimlich sein schwerstes Stoßwerkzeug an den beiden Punkten versammelt, wo er die Stierhörner ansetzen will. Seit heute morgen sechs Uhr streichen die Geschütze wie glühende Rechen die feindliche Front ab. An den beiden Punkten des geplanten Durchbruchs aber sind seit sechs Uhr Essener und Pilsener Vulkane in Tätigkeit getreten.

Drüben rinnt Lava.

Kaum eine Stunde später decken die Engländer ihre Karten auf: fast genau in der Mitte zwischen den beiden Punkten, wo die Deutschen den Durchbruch planen, wollen sie ihren Keil vortreiben! Auf das deutsche Frontstück zwischen Edenbridge und Penshurst schütten sie ein mörderisches Feuer aus, das sie Mackensen bei Gorlice und Tarnow müssen abgelauscht

haben. Schiffsgeschütze schwersten Kalibers trommeln die Gräben zusammen, unter ihren Keulenschlägen zermürben alle deutschen Erdwerke zu Spreu. Wo sie den Durchbruch planen, werden jede Minute Tonnen von Stahl gegen die deutschen Linien geschleudert. Erdfetzen fliegen umher, Brustwehren zerstäuben, Unterstände bersten. Die einschlagenden Geschosse wirbeln haushohe Rauchwolken auf. Ein Narrentanz von Balkensplittern und Stahlbrocken und Quadersteinen tollt um die Gräben.

Muspilli-Stimmung ist.

Welteinäscherung!

Immer neue Granaten bohren sich in die deutschen Schanzwerke ein. Zornig suchen englische Geschütze die deutschen Batterien — sie finden sie nicht, und ihre Wut wird grimmiger. Mit ihrem unheimlichen mmm und ooo und rrr und sss scheinen sie immerzu das Wort mors zu buchstabieren — Tod!

Kein Stein bleibt auf dem anderen. Das feingefügte Grabenlabyrinth unserer Bataillone wird zu einer Schutthalde. Seit sieben Uhr liegt dieses vernichtende Artilleriefeuer auf den deutschen Stellungen, und jetzt ist Mittag. Jeder Auslug der Beobachter ist zerschossen, die Granaten haben die Tele-

phondrähte zerschnitten — jetzt ist jede kleine Gruppe auf sich selbst gestellt. Jetzt kann der Mann zeigen, was in ihm steckt!

* *
*

Wenn ihnen auch für ihren Rückweg die Grabengäßchen versperrt sind, die weit vorgeschobenen Horchposten wollen jetzt, und koste es das Leben, nach den Schützengräben zurück, denn sie haben eine wichtige Beobachtung zu melden! Sie laufen über offenes Gelände, Schrothagel langt nach ihnen wie nach Wild, das über Waldblößen wechselt. Sie kommen heil zu ihren Kameraden und bringen die Nachricht:

Der Feind bricht seine Hindernisse ab!

Die englische Artillerie schickt Nebelbomben herüber und wirft einen schwarzen Wall von zähem Rauch vor den deutschen Stellungen auf, kein Auge kann ihn durchdringen. So zwingt der Feind den Feldgrauen dicke Augenbinden auf, derweilen sich seine Kolonnen zur Schlacht ordnen.

Für einen Augenblick zerreißt ein Luftzug den Vorhang. In breiten dunklen Wellen zieht's in der Talsenke heran ... Welle auf Welle! Und die feindliche Artillerie sammelt ihre ganze Kraft zu einem letzten aufräumen-

den Trommelfeuer, um den Sturmkolonnen den Weg durch Verhau und Verhack zu bahnen.

Jetzt schweigt die englische Artillerie. Der Rauchvorhang rollt sich langsam auf. Nichts ist zu sehen. War das Bild der vorrückenden Bataillone nur Geisterspuk? Das Fernglas weiß es besser, es sieht, was den deutschen Linien droht:

Das Albion der Kulturphrasen ist dabei, ein Riesenheer von farbigen Truppen gegen die Invasionsarmee auf den Weg zu schicken!

Die Wilden laufen nicht heran, raubtierhaft schleichen sie. Schlangengleich kriecht's näher. Hier und dort schnellt's empor, im Nu duckt sich's wieder. Zähe und tierhaft gewandt frißt sich's an den Hängen herauf. Eine Horde nach der anderen wird drüben losgelassen.

In einer Breite von zwei Wegstunden kriecht's und klimmt's drohend näher. Jetzt kribbelt die ganze Talbreite von zweifüßigem Raubzeug. Die deutsche Artillerie ist wacker bei der Arbeit, hier kartätscht sie einen Zug zusammen und dort eine ganze Kompanie. Mit furchtbarem Schrapnellhagel sucht sie das kriechende Amphibiengeschmeiß unsern Infanteristen vom Leibe zu halten. Aber hinter den Leichen von tausend Gefallenen

kriechen zweitausend Mann Reserven heran. Gegen einen Feind, dem das Kanonenfutter so wohlfeil ist, kann das Sperrfeuer der besten Artillerie der Welt nur wenig ausrichten. Unbekümmert der entsetzlichen Verluste huschen immer neue, unübersehbare Schwarmlinien schwarzer und brauner Gestalten näher gegen die deutschen Stellungen heran.

Nach einer halben Stunde wird ihnen das Zeichen gegeben: die vorflutenden Wellen sollen sich zu Wogen sammeln, und mit dem Gebrüll und dem vernichtenden Ungestüm der Sturmflut sollen sie gegen die deutschen Linien anrennen!

Wildes Kampfgeschrei erfüllt die Hänge des Forest-Ridge. In diesen Rufen ist nicht das Aufjauchzende, Befreiende des deutschen Hurra, ein schreckendes, tierhaftes Gebrüll ist's, voll Töteluft und Mordgier. In bunte Lumpen gehüllte Inder heulen wie Derwische, die Waffen schwingen sie über den Köpfen wie Jongleure. Englischer Alkohol hat ihnen Mut gemacht. Im Schlachtendelirium scheint der natürliche Trieb zur Selbsterhaltung in ihnen erstickt zu sein, sie haben nur noch ein Ziel: sie wollen die deutschen Barbaren zerfleischen! Wie trunkene Bacchanten tänzeln sie zuweilen.

Bis auf dreihundert Meter lassen unsere Soldaten die Horden herankommen. Dann nehmen die Maschinengewehre die Arbeit auf. Die schießen nicht. Die mähen.

Die Schwarmlinien an den Hängen geraten ins Schwanken. Da belehren aber die englischen Maschinengewehre die Herren Inder und Indianer, daß England als Entschädigung für die freie Vergnügungsfahrt nach Europa und die freigebige, kostspielige Bewirtung mit Schnaps nun auch die Skalpe deutscher Soldaten sehen will! Diese Sprache verstehen die farbigen Scharen. Es gibt kein Zurück für sie. Die Leichen häufen sich zu Hügeln.

Immer neue Riesenrudel von Wildkatzen schleichen sich her. Weiße Engländer? Die warten erst ab, bis die Leichenmauern sich noch höher türmen und als Brustwehren zu verwenden sind. Jetzt schicken sie die blaubefrackten Senegalneger vor, die mit den altertümlichen, aber erst vor Kriegsbeginn in Paris gefertigten Messern. Unter zitronengelben Turbanen grinsen die braungelben Gesichter der Marokkaner. Halbbetrunkene Australneger tollen heran, die stoßen wilde, tierische Schreie aus und fletschen ihre großen, weißen Zähne unseren Feldgrauen entgegen. England schickt alle Kulturträger vor, die es

auf dem ganzen Weltenrund hat erschachern können.

Neue Rotten Gurkhas treiben mit ihrem gellenden Schlachtgesang neue Negerreihen vor. Das Kannibalengebrüll dieser Horden ist grausig anzuhören. Sie gebärden sich wie vom bösen Geist besessen. Etliche Nigger haben statt ihrer bunten Turbane deutsche Helme aufgesetzt, nicht um zu täuschen, um sich zu berauschen! Um sich an dem Gedanken zu weiden, daß die deutschen Soldaten darüber wutschnauben mögen!

Die deutschen Maschinengewehre peitschen ihnen die Antwort entgegen und greifen sich etliche Dutzend Burschen heraus ... die werden keinen deutschen Helm je wieder schänden! Kleinkalibrige Kanonen überstreuen die Angreifer mit Stahlbohnen, deutsche Handgranaten räumen hier und dort gründlich auf. Abermals geraten die Linien der Farbigen ins Wanken. Aber drüben lauern die Engländer und knallen nieder, was kehrt machen will. Was schiert sie das Schicksal dieser indischen und afrikanischen Gesellen!

Die letzten farbigen Reserven werden eingeschoben. Die stürmen nicht vor, sie brausen heran. So erbarmungslos die deutschen Waffen auch vom Feinde Blutzoll fordern,

so rasch schließt sich die Kette wieder, wo der Tod sie zerriß. Die deutschen Gewehrläufe sind glühend heiß, die Maschinengewehre haben ihren gewaltigen Vorrat von Munition nahezu aufgefressen. England aber braucht mit der lebendigen Munition, die es nach dem Fall der letzten russischen Festungen in allen Weltteilen zusammenkaufte, nicht zu knausern. In zwanzigfacher Staffelung werden die Farbigen nun zum entscheidenden Sturmangriff vorgetrieben!

Sie dringen schließlich in die deutschen Gräben ein.

Wie Schakale überfallen sie die Feldgrauen. Bajonett steht gegen Dolch und stilettartige Mordwaffen. Es geht Zahn um Zahn. Die Wilden gebärden sich wie wahnsinnig, die Gurkhas beißen ihren Opfern die Handgelenke entzwei. Die Schakale fauchen in den Grabentrümmern umher und würgen, was sich noch regt. Fein kultivierte Gehirne werden von Bestien aufgerissen, fein empfindende, kluge Menschen werden von Kannibalensippen hingeschlachtet. Deutsches Jungblut, das bis zu seiner Militärzeit auf der Schulbank gesessen und gelernt und immerzu gelernt hat, wird von diesen Horden wie Schlachtvieh niedergemacht ... Solche Über-

legungen machen das Blut der deutschen Krieger heiß und vergiften den Zorn, daß er zum Rachedurst wird! Eintreffende deutsche Reserven gehen mit dem farbigen Gesindel nicht fein säuberlich um und wehren sich gegen die Übermacht bis zum letzten Kolbenschlage.

Wie die Löwen schlagen sich unsere Grauen, und hoch klingt das Lied vom braven Mann! Aber ihr Heldentum bringt keine Frucht. Auch die jetzt eingetroffenen Reserven können das Unheil nicht abwenden. Die Hartnäckigkeit des Ansturms überlegener Massen schwächt die ersten deutschen Linien bis zum Verbluten. Diese Schlacht scheint die närrischen Deutschen Lügen strafen zu wollen, die da meinen, im Krieg hätten geistige und sittliche Kräfte etwas zu sagen ...

Die Divisionen der Farbigen überrennen zwischen Edenbridge und Penshurst die deutschen Gräben in einer Breite von fast zehn Kilometern. Der Kommandierende General muß den Überlebenden den Befehl zum Rückzug geben.

Das ist für den Feind das Zeichen, daß jetzt auch die Regimenter weißer Engländer vorrücken dürfen. Sie lassen aber auch jetzt noch kanadischen Bataillonen und französischen Fremdenlegionären höflich den Vortritt.

Mit jubilierendem Kriegsgeschrei nehmen etwa hundertfünfzigtausend Mann zwischen Edenbridge und Penshurst die Verfolgung der Deutschen auf. Schon läuft im englischen Hauptquartier die Meldung ein, daß fünftausend Gefangene gemacht wurden — Unverwundete sind keine Handvoll dabei!

Mittlerweile haben sich auch die englischen Flieger über diesem Teile der Front versammelt und greifen in den Kampf ein. Auf alle rückwärts gelegenen Orte, wo sie höhere Kommandostellen vermuten, und auf alle Bahnhöfe werfen sie Bomben, sie suchen die Befehlsgebung zu verwirren und das Heranbringen deutscher Reserven zu vereiteln.

„Durchbruch geglückt! Fünftausend Gefangene! Germans auf wilder Flucht! Gelände von zehn Kilometer Breite und fünf Kilometer Tiefe in unserer Hand! Der König soeben an der Front eingetroffen!" So jubelt's in dieser Stunde von London aus um den Erdball.

Jetzt ist für die Londoner Börsenjobber der Augenblick gekommen, durch maßlose Aufbauschung der deutschen Schlappe noch etwas für ihre Zwecke herauszuschlagen, ehe ... ehe Hindenburg mit seinem Schwerte einen neuen Kurszettel schreibt ...

Die Börse bringt in das Depeschenbureau Münchhausen Leben.

„Special! Special!“ ruft es in London durch die Straßen.

„Der furchtbarste Rückzug ist im Gange, den je ein Volk der Erde erlebte!“

„Aus allen Erdteilen eilen Britanniens Söhne heran, ihr Mutterland von den Barbaren zu erlösen. Sie kommen zu spät zu großer Tat! Die völlige Auflösung des Invasionsheeres hat sich bereits vollzogen!“

„Extra special!“ rufen jetzt die Zeitungsjungen und durchjagen von Fleet-Street aus ganz London.

Ein illustriertes Skandalblatt bringt bereits das Bild, wie Hindenburg in seiner Verzweiflung den Revolver zur Hand nimmt.

„Extra special! Extra special!“

Kundige Reporter der Sensationspresse wissen, wie der Mob gefüttert werden muß, damit das Rekrutierungsgeschäft sich wieder belebe:

„Unter der Führung d'Annunzios, des Unsterblichen, hat ein Bataillon als preußische Gardisten verkleidete Franzosen und Italiener Hindenburg mit seinem ganzen Stabe gefangen genommen! Kann ein kopfloser Torso noch eine Invasion durchführen? Kann sich

das jämmerlich zusammengehauene deutsche Heer auf englischem Boden je wieder sammeln?"

London ist im Taumel. Den reichsten Flaggenschmuck zeigt die Bank von England.

Die deutsche Invasion ist erledigt.

* * *

Auf einem weiter zurückliegenden Höhenzuge haben deutsche Reservetruppen das Häuflein braver deutscher Mannen aufgenommen, die diesen Sturm überlebten.

In Brighton sitzt Hindenburg mit seinem Stabe. Das Vaterland harrt seiner Befehle.

Er läßt seinen Zirkel auf der Karte des Forest-Ridge herumstelzen.

Dann sagt er zu Ludendorff:

„Die Vorderwand zehn Kilometer breit, die Seitenwände je fünf Kilometer. Und hundertfünfzigtausend Engländer drin ... Wenn wir da noch die Rückwand einzögen — ein netter Käfig wär's für die Wilden und ihre Abrichter und Einpeitscher ...! — Jawohl! Der Käfig soll seine Rückwand haben! Bayern, Schlesier und Westfalen haben zu sorgen, daß die Stirnwand allen weiteren englischen Vorstößen unerschütterlich trotze, Allgäuer und Thüringer halten nach Osten

und Westen Wacht, und Sachsen, Schwaben, Mähren und ungarische Kaiserhusaren ziehen im Norden die Rückwand ein!"

Aus dem flüchtig überdachten Plan wird ein weislich erwogener Befehl. Der Befehl löst sich von Brighton aus in tausend kleine Befehle auf, ehe er den letzten Mann erreicht. Bald sind Sachsen, Schwaben und Österreicher bereits auf einem weitausholenden Umgehungsmarsch. Nach harten Stunden stehen sie dicht zusammengeballt und gedeckt gegen das Auge des Feindes im Nordosten und Nordwesten des Geländes, wo Hindenburg den Kannibalenkäfig bauen will.

Kaum eine Viertelstunde des Verschnaufens nach diesen Eilmärschen — dann Seitengewehr pflanzt auf! Die Bataillone treten den strahlenförmigen Vormarsch an. Sie müssen über Leichen schreiten, denn zuletzt gehen sie jenen Weg des Grausens, den vorher die Neger und Gurkhas gingen. Zu gleicher Zeit rüsten sich rings um das gewaltige Rechteck alle deutschen Truppen zum Sturm.

Wie die Sachsen einen badenschen Regimentskommandeur liegen sehen, dem die Wilden die Nase abgeschnitten und die Ohren herausgerissen haben, gibt's für sie kein Halt mehr! Und die blindwütende Gewalt ihres

Sturmangriffes feuert die Nachbarbataillone zu unerhörtem Wagemute an! Von allen Seiten stürmen jetzt die deutschen Truppen siegreich gegen die Stellungen der englischen Mietlinge vor! Früher als erwartet kann Hindenburg gemeldet werden, daß die Rückwand des Käfigs vorschriftsmäßig eingezogen ist.

Jetzt gilt's, die Gitterstäbe noch enger zusammenzuschieben. Ein furchtbares Blutvergießen hebt an! Was vor die deutschen Waffen gerät, fällt. Und was fällt, wird von den Nachstürmenden niedergetreten. Sterbende Gurkhas röcheln wie verendende Raubtiere. Die Schwarzen mit roten Mohnranken im buschigen Wollschädel krümmen sich zähnefletschend am Boden und schneiden grauenhafte Grimassen. Etliche stammeln um Gnade und wollen den deutschen Soldaten die Hände küssen. Die haben mit den Sklavenseelen nichts mehr zu verhandeln ...

Tausend und aber tausend Tote liegen hier. Als gar so ein schwarzer Schuft, der tot dalag, plötzlich vom Tode aufersteht und einen deutschen Gardehauptmann hinterhältig niedersticht, da schäumt die Wut der deutschen Soldaten über. Nun sind sie ohne Gnade. Jeder Körper, der dort liegt, bekommt

noch einen Kontrollstoß. Nicht bloß heimtückische Scheintote, auch längst Entschlummerte werden derb angefaßt. Deutsche Soldaten wehren sich zornig gegen verbrecherische Anschläge. Das Grausen regiert die Stunde.

Es kommt noch einmal der ausdrückliche Befehl, Gefangene zu machen.

Zu spät. Die Schande Englands ist zu groß, als daß ein Menschenherz sie tragen könnte. Wer tollwütige Hunde auf Menschen hetzt, den schützt kein Kriegsrecht mehr. Im Kampf mit diesem tierhaften, zähnefletschenden Gesindel gelten den deutschen Soldaten nur noch die Gesetze der Raubtierjagd. Die Truppen können dem Befehle nicht mehr nachkommen. Es gibt keine Gefangenen mehr zu machen. Der Käfig ist zu einer Totenkammer geworden.

Wie Hindenburg erfährt, daß auf den fünfzig Quadratkilometern doppelt soviel Leichname liegen, als einst die masurischen Seen verschlangen, da kommt's wieder einen Augenblick über ihn wie damals in den großen Augusttagen ...

England hat sein Tannenberg. Es hat mehr. Es hat seine Schlacht im Teutoburger Walde, in der es vom Hundert hundert Tote

gab. Der Kampf hat den Deutschen freilich fünfundzwanzig Bataillone ihrer braven Heldensöhne gekostet, England aber hat fünfundzwanzig Brigaden verloren, fünfundzwanzig Brigaden jener weißen und farbigen Edelleute, die sich mit den Kosaken und östlichen Analphabeten in Potsdam ein Stelldichein geben wollten.

Die englische Offensivarmee hat ihre Hermannsschlacht. Und nun können die deutschen Trompeten zum Sturm auf die Feste der North-Downs blasen!

*　　*
*

Der Einbruch der englischen Horden in die deutschen Linien hatte Meister Hindenburg für den Vormittag wahrhaftig das Konzept verdorben. Bei dem Eisenbahnknotenpunkt Three Bridge wollte er über Horley vorstoßen und dreißig Kilometer weiter östlich von Paddock Wood aus nach Sevenoaks, und plötzlich sah er sich gezwungen, zuvor eine dringlichere Aufgabe zu erledigen und einem Riesenrudel von Raubtieren den eisernen Käfig zu bauen.

Sobald aber die Meldung eingelaufen war, der Ring um die Hundertfünfzigtausend sei geschlossen, hatte er sofort Befehl gegeben,

die beiden Stierhörner vorzustoßen, mit denen er die ganze feindliche Front ausheben will. Und jetzt, gegen fünf Uhr, stehen Ostpreußen, Ungarn und Hannoveraner an diesen beiden Punkten bereits in den vordersten englischen Gräben. Wo die Essener und Pilsener Ungetüme elf Stunden lang abräumen, da ist reiner Tisch gemacht, und die Sturmtruppen haben leichte Arbeit. Schon stecken dem Feinde die äußersten Spitzen der beiden Stierhörner im Fleische.

Nun ist der größte Augenblick in Hindenburgs Feldherrnleben gekommen: jetzt gibt er durch Fesselballone das Zeichen zum allgemeinen Angriff auf die North-Downs! Der furchtbare Gewittersturm, der seit acht Tagen auf einer Front von hundertfünfzig Kilometern zwischen den North-Downs und dem Forest-Ridge wütet und an vorweltlicher Urgewalt nichts eingebüßt hat, der Wälder aus der Erde reißt und Felsen zersplittert, der soll jetzt über die Berge nach London hinüberfegen!

Schlag fünf Uhr kriecht's aus allen Gräben der unübersehbaren Front hervor, ein eiserner Orkan heult gegen die Berge. Die Truppen, die im stolzen Bewußtsein ihres großen deutschen Auftrags bergan stürmen, sind keinem

Muß gehorsam, sie wollen aus ureigenstem Drange von den Briten Sühne fordern für all das Blut, das in Europa fließen mußte, weil sie, von Machthunger getrieben, frevelhaften Einkreisungsgelüsten frönen wollten.

Die Pfade zu den Höhen hinauf sind Wege des Grauens. Der Sturmmarsch geht durch Blut, durch einen meilenweiten Friedhof. Hinter zerfetzten Drahtverhauen und geborstenen Parkmauern hat der Tod seinen Raub gespeichert. Ganze Bataillone, die sich während der acht Tage in blindem Eifer hier zum Sturm gegen die deutschen Stellungen sammelten, liegen in Riesengräbern, versunken und vergessen ...

Da läuft in Hindenburgs Hauptquartier eine Meldung von der Front ein, der man nicht glauben würde, wenn sie nicht von einem deutschen Kommandierenden käme:

Die Engländer schleppen alle gefangenen Deutschen, Soldaten und Zivilisten, als Kugelfang vor ihre Front!

Während einer Kampfpause bringen deutsche Unterhändler die dringliche Antwort ins englische Lager:

Wenn die englische Heeresleitung nicht sofort alle vorgetriebenen, gefangenen Deutschen von der Front zurücknimmt, wird un=

vorzüglich in deutschen Gefangenenlagern die entsprechende Anzahl englischer Offiziere erschossen.

Albion opfert lieber seine gefangenen Offiziere als London nun seinen letzten Schein von Weltmacht. Die Engländer meinen: wenn die Deutschen noch ein Herz im Leibe haben, müssen sie vor ihren Landsleuten Halt machen ... und mittlerweile könnte das Schlachtenglück England beistehen!

Die deutschen Generale erkennen aus dieser wahnwitzigen Halsstarrigkeit, daß die Regierenden in England, von Angst und Verzweiflung gefoltert, nicht mehr ihrer Sinne mächtig sind. Irrsinn aber bestraft man nicht. Deutschland möchte die englischen Offiziere, von denen manch einer sich heldenhaft geschlagen hat, nicht zu Opfern verblendeter Machthaber werden lassen. Aber die Erstürmung der North-Downs darf durch den gemeinen englischen Schurkenstreich auch nicht noch eine Minute länger verzögert werden! Was ist zu tun?

Ein bayrischer General weiß Rat.

Er läßt seine Bayern Gewehr und Patronentaschen ablegen und gibt ihnen nur Handgranaten und Spaten mit auf den Weg. So stürmen seine Bataillone vor und scheiden

sorgsam Deutsch und Englisch ... sie fühlen sich in ihrer großen Mission wie kleine Herrgötter am Tage des Gerichts, sie stellen die Schafe zur Rechten und die Böcke zur Linken ... Ihre Kugeln hätten deutsche Landsleute treffen können, die Spaten und die Nickfänger oberbayrischer Raufer verfehlen ihr Ziel nicht. Die bayrischen Löwen hauen sich durch den Kugelfang durch. Die englischen Offiziere aus den deutschen Gefangenenlagern mögen ihnen einmal die Hand drücken!

Inzwischen tobt der Hexensabbat auf der ganzen Linie weiter. Die deutschen Sturmkolonnen trotzen verzweifelter Gegenwehr und gewinnen wacker Raum, Schritt für Schritt. Die Verwirrung im englischen Lager scheint ins Chaotische zu steigen, das Durcheinander von Befehl und Gegenbefehl hilft den Deutschen gut vorwärts. Der anbrandenden Sturmflut kann nichts standhalten, sie braust über Erdwerke und Stahlschanzen hinweg und verschlingt, was sich gegen sie anstemmt.

Herzzerreißendes Stöhnen der Schwerverwundeten klagt auf dem meilenweiten Schlachtfelde aus Busch und Graben.

Ein schottländischer Offizier ist liegend in Betonblöcke eingekeilt, daß man nur noch seinen Kopf sieht, Rippen und Gliedmaßen

sind ihm gebrochen. Ein deutscher Landwehrmann macht ihm einen Arm frei und will ihm die Feldflasche reichen. Der aber rafft noch einmal alle Kräfte zusammen, zieht seinen Revolver und gibt sich selbst den Tod.

An all diesen großen ... kleinen Schicksalen rast die Schlacht mitleidlos vorüber. Wieviel Tote und Verwundete? Zahlen haben keinen Klang mehr. Die Blutlache von Serajewo ist zu einem Meer von Blut geworden. Zahlen bleiben in den Ohren stecken und werden nicht mehr zu klaren Vorstellungen. Die Begriffe vom Werte des Lebens macht diese Riesenschlacht zu Schall und Rauch, und nur noch ein Wort hat Klang: London!

Während die englischen Truppen haltlos zurückfluten und deutsche Regimenter bereits ein letztes Infanteriewerk belagern, erklingen plötzlich Freudenrufe drüben, die zu wüstem Gejohle anschwellen:

„Armes Germany! Großer Torpedoüberfall auf deutsche Transportflotte! Hunderttausend Tote!"

Ein junger Wiener Infanterist beißt die Lippen aufeinander und umkrampft zitternd den Gewehrkolben. Ein Berliner Landsturmmann klopft ihm auf die Schulter und lacht:

„Kamerad, det war man ihre letzte Lüge!"

Von der deutschen Front aber kommt ein anderes Hurra. Ein Hurra, so laut noch keins auf Erden schallte:

Preußische Garden haben die Höhe 262 bei Woldingham genommen und sehen London! Mit bloßem Auge sehen sie London!

An diesem köstlichen Ertrag des weltgeschichtlichen Ringens dieser Tage wollen alle Bataillone Anteil haben! Und auf der ganzen Hundertfünfzig-Kilometer-Front werden nach und nach die letzten kleinen Anhöhen genommen, die den Blick auf London freigeben!

London im Abendsonnenschein!

Das Ganze halt!

Und Hurra!

* * *

Der Tag war heiß. Der Kampf war schwer. Ein wunder Löwe hob in Todespein noch einmal seine Pranke zu einem fürchterlichen Schlage. Nun wird er nur noch ein Verlangen haben: Friede!

In einem Gefechtsberichte über den Einbruch der Engländer in die deutsche Front, den man am Nachmittage bei einem gefangenen Adjutanten fand, war zu lesen:

„Die Schlacht an den North-Downs wird die Weltgeschichte den Todesstoß gegen den deutschen Militarismus nennen!“

Man wird sie nennen: Die Schlacht der Kaffern, Analphabeten, Engländer und Raubtiere gegen Menschen!

In wilder Flucht retten sich die Reste der englischen Armee hinter die Mauern Londons.

Unsre Helden rüsten sich zum letzten Biwak und kommen nicht von dem Bilde los: London im Scheine der untergehenden Sonne! Die rauhen Kriegersmänner fangen jetzt an, mit Dichteraugen Symbole zu sehen ...

Sie werfen die Tornister ab und reißen die Helme von den Köpfen, daß der Abendwind die heißen Stirnen kühle. Was hatten die deutschen Soldaten in aufschäumendem Übermute alles anfangen wollen, wenn sie einst die Türme von London schauen würden! Freudentänze hatten sie aufführen, die ganze Nacht durchjubeln wollen! Waren sie auch in fünfzig Schlachten von Todesnot bedräut gewesen und von bitterer Kriegsdrangsal heimgesucht worden, sie hatten immer wieder dieser letzten großen Entscheidungsschlacht entgegengefiebert. Sie hatten tanzen und lustig sein und singen wollen: Der Russ'

ist tot, der Russ' ist tot, England liegt im Sterben. Der German kommt, der German kommt und will alles erben ... Aber in dieser Stunde, da sie nun ihr großes Ziel erkämpft haben, ist keine Gassenhauerstimmung in ihnen.

Sie tanzen und lachen nicht, sie falten die Hände zu stillem Dankgebete. Köstlich ist der Preis, aber groß war der Einsatz. Mancher fiel in diesen Tagen. Und auf der Schwelle sterben, ist tragisch.

Die deutschen Soldaten hatten mit ihren Spargroschen jeden Marketender auskaufen und sich ein Göttermahl herrichten wollen, wenn sie einst vor den Toren Londons stehen würden ... und nun haben sie nicht einmal die eiserne Ration mehr im Tornister. Deutsche Männer sitzen jetzt über der Durra, die sie erbeuteten, über der Negerhirse, und verzehren dazu Ziegenfleisch, von dem schon Gurkhas gegessen haben ...

Es ist Abend, und die Welt will schlafen gehen. London wird wachen müssen. Es soll wachen und beten, denn es wird ihm in dieser letzten Kriegsnacht noch viel Herzeleid widerfahren ...! In Calais und Dünkirchen rüsten sich um diese Stunde fürchterliche Feinde, die schon längst darauf gewartet

haben, der Stadt des Hochmuts den Todesstoß zu geben ...

Die Soldaten sind todmüde. Aber erst muß der Mutter und dem Mädel eine Karte in die Heimat geschickt werden! Heute bedarf es nicht langen Textes, sie schreiben nur die drei schicksalschweren Worte: Gott strafte England!

Kaum hat der Schlaf den braven Soldaten die Stirn gestreichelt und ihre Nerven beruhigt, in denen noch die ganze große Erregung dieser Tage nachzittert, da weckt sie dumpfgrollendes Surren. Stürmen mit gedämpftem Trommelklang Heerscharen von Wolkenreitern heran?

Zeppelins Riesenkreuzer segeln über die deutschen Stellungen hinweg gen Norden. Zwanzig, dreißig, fünfzig sind's!

Da strahlen die müden Augen wieder auf! Und hunderttausend Kehlen schicken jubelnde Grüße zum nächtlichen Himmel empor:

Hurra Zeppelin!

Ein Karabinier-Rittmeister sagt lustig zu seinen Leuten:

„Kinder, und wenn's einen Zehner in die Schwadronskasse kostet, aber jetzt müssen wir unseren Zeppelin einmal englisch begrüßen:

„All right! The day ist da, der Große Tag! Zeppelin all right!“

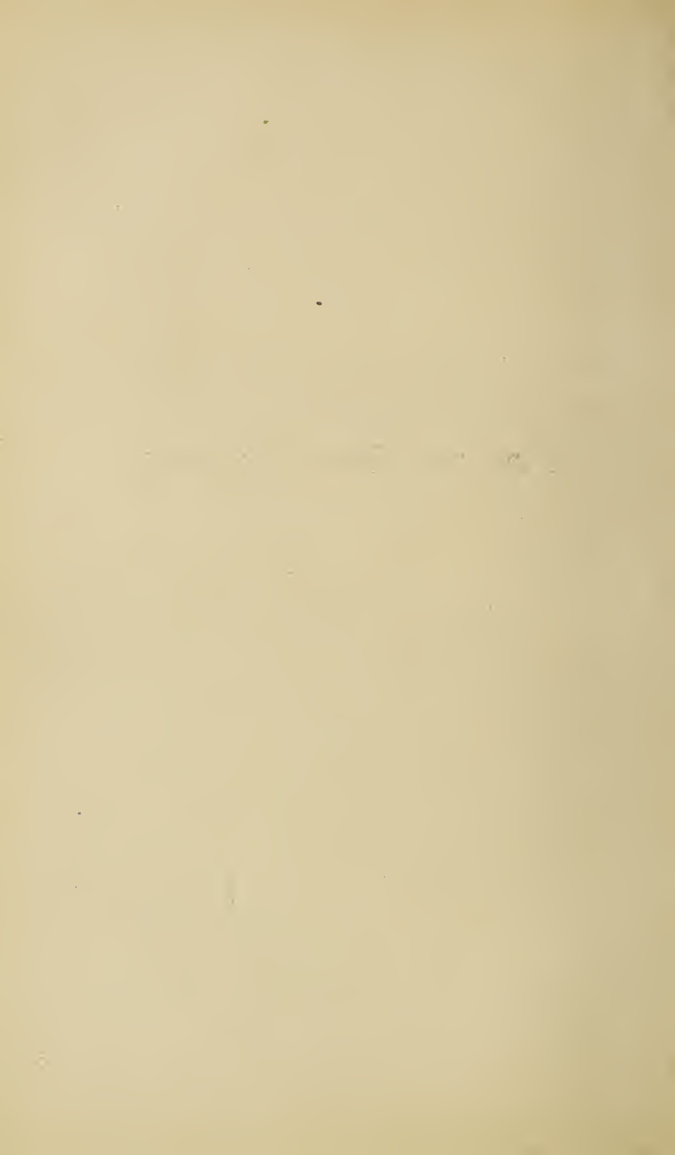
Nun hat kein deutscher Soldat Zeit, müde zu sein! Mit verhaltenem Atem schauen sie den gespenstigen Nachtvögeln nach, deren Gefieder im blassen Mondlicht geheimnisvoll gleißend aufblinken. Ein Riesengeschwader holt zu dem vernichtenden Schlage aus, nach dem Deutschland seit langen, langen Monaten hungerte ... jetzt fühlt jeder, daß es sich um den letzten Akt der großen Tragödie eines Volkes handelt, das am liebsten die Sterne am Himmel für großbritannische Kolonien erklärt hätte.

Schon blitzt es in der Ferne auf. Feuerbäume mit gigantischen Wipfeln wachsen aus Londons Häuserwüste empor. Der Widerschein furchtbarer Explosionen reißt das nächtliche Dunkel auf. Ein entsetzliches Strafgericht ist über die Stadt der Krämer und Neider hereingebrochen!

Bombe auf Bombe prasselt nieder. Das sind die letzten wunderlichen Paukenschläge in dem europäischen Konzerte, von dem Eduard der Siebente träumte ... die Schlußakkorde sollten freilich vor den Toren Berlins geblasen werden!

Londons Feuerglocken läuten in dieser Nacht die letzte Schlacht des Jahrhunderts aus.

Vor den Toren Londons



Und in derselben Nacht läuten in Berlin die Siegesglocken.

Den ganzen Tag über ist Berlin in der angenehmen und doch leis quälenden Unruhe gewesen, mit der man stolzen Ereignissen entgegengeht.

Die Sonderausgaben der Blätter haben am frühen Nachmittag die Überschrift getragen: Vor den Toren Londons! Die oberste Heeresleitung hat gemeldet, daß sich in den North-Downs eine Schlacht entwickele, die für uns günstig stehe. Wer Ohren hat, die Sprache Hindenburgs zu verstehen, weiß jetzt daß die Würfel rollen. Selbst die den Generalen gern dreinredenden Strategen von der Straße, die sich ihr Kartenbild nach dem Hörensagen zurecht machen, fühlen mit sicherem Instinkt, daß es heute da drüben um letzte Entscheidungen geht!

Gerüchte sind heute in Berlin billig wie Brombeeren. Und weiß der Kuckuck, woher das Volk das Quentchen Wahrheit hat, das in manchem dieser Gerüchte steckt. An der Börse kommt gegen Abend eine Fahne heraus. Sie schnuppert in der Luft herum, als möchte sie wissen, was los ist, aber niemand kann ihr bündige Antwort geben.

Über dem nervenaufreibenden Raten und Mutmaßen ist die Nacht heraufgekommen. Elf Uhr ist's. Berlin klopft das Herz. Es bleibt heute wach. Die Geschäftshäuser der großen Zeitungen werden zu belagerten Forts. Wo eine Karte von England ausgehängt ist, sind wir mitten drin in einer erregten Generalstabssitzung.

Um halb zwölf Uhr bringt das Wolffsche Telegraphenbureau die Nachricht, daß das Riesengeschwader sämtlicher deutscher Luftschiffe die City von London ausgiebig mit Bomben belegt habe, und daß dreißig Schüsse aus Zweiundvierzigern auf die Stadt abgefeuert worden seien. Zwei Themsebrücken und der Tower wären zerstört!

Berlin jubelt hellauf! Die Straßen werden über Nacht zu einem bunten Märchenwald von Flaggen. Hoch gehen die Wogen der Begeisterung! Immer mächtiger schwillt die Menge an. Ganze Vororte scheinen mit den Nachtzügen nach dem Stadtinnern auszuwandern! Denn kein Großberliner möchte heute eine Stunde zu spät erfahren, was an der Themse sich zuträgt.

An einer Straßenecke hält einer eine Ansprache, der sein Lebtag noch nicht vor der Öffentlichkeit gesprochen hat. Er stoppelt ein

paar wohlfeile Redensarten zusammen ... und doch fühlt jeder, daß hier nicht ein Phrasendrescher etwas herredet, sondern daß ein Herz von Begeisterung überquillt. Das sind die großen Stunden der Weltgeschichte, in denen wieder Pfingstflämmchen vom Himmel herabkommen.

Mitternacht schlägt's von den Türmen, als neue Sonderblätter ausgerufen werden:

„Der Lord-Mayor von London hat Hindenburg die Schlüssel des Stadthauses überreicht und um Schonung der Stadt gebeten!"

London vor der Besetzung! Hindenburg der Herr von London! Die Botschaft löst einen Freudenrausch aus, der Deutschlands Jubel in den Augusttagen 1914 und im Herbste 1915 übertreffen will.

„Deutschland, Deutschland über alles!" Mächtig braust's im Massenchor zum Nachthimmel empor! Alles drängt sich nach den Linden. Vor dem Schlosse schäumen die Herzen von Jubel über! Und dann singt es durch die Straßen Berlins und pflanzt sich durch die Mark fort und hallt durch die mächtige, felsenfeste, zu Kriegsbeginn hart belagerte Burg Deutschland:

„Ein feste Burg ist unser Gott!"

Berlin denkt nicht daran, schlafen zu

gehen! Hindenburg, der Herr der Britenhauptstadt! Solche Nachricht wiegt nicht in Schlaf. Bunte Laternen in deutschen, österreichischen, ungarischen, türkischen Farben werden durch die Straßen getragen. Ein Singen und Klingen allüberall! Und wenn die Nacht von noch so lustigem Leben durchtollt ist, sie ist für Millionen die erste ruhige, sorgenlose Nacht seit dem 1. August 1914.

Als die Turmuhren schon die zweite Nachtstunde abgemeldet haben, fahren abermals die Automobile der großen Zeitungen durch die Straßen, neue Sonderausgaben werden in die Menge geworfen. Jubelnde Stimmen rufen es in alle Winde:

„Um London vor der angekündigten vollständigen Vernichtung zu bewahren, hat die englische Regierung soeben die Forderung Hindenburgs angenommen, daß das gesamte englische Heer, wo es auch stehe, ohne Verzug die Waffen strecke!"

Dieser Kunde braust ein Jubel hinterdrein, wie ihn Deutschland wohl selbst nach der Hermannsschlacht oder in den Leipziger Oktobertagen oder nach Sedan kaum erlebte! Ein Minister kauft einem Dienstmann ein ganzes Bündel Extrablätter ab, und verkauft das Stück für zehn Mark. Er hat in einer Vier-

telstunde mancher Berliner Kriegswitwe zu einem stattlichen Zehrpfennig verholfen!

Es ist ein Treiben in Berlin wie am hellen Tage. Es ist mehr als Neujahrsstimmung, denn es geht nicht um ein neues Jahr, es geht um eine neue Zeit! Um drei Uhr nachts läuten alle Glocken. Das hallt heute, als schlügen die Glocken der ganzen Welt an. Die Glocken läuten den Krieg aus, den unsäglich grausamen Weltkrieg.

Bis in den hellen Morgen hinein hallen Hurrarufe und Vaterlandslieder durch die Straßen. Wie das Lied an die Reihe kommt: „... In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehen!" da wird das Singen zu jauchzendem Jubelbrausen! Denn bald hat Deutschland nun seine braven Söhne wieder!

* * *

In den späten Nachmittagsstunden des nächsten Tages haben die Invasionsheere bei Croydon, drei Wegstunden südlich von London, zu festlicher Parade Aufstellung genommen und warten ihres Marschall Vorwärts, der sie zur Truppenschau und zu kurzem Feldgottesdienste hergerufen hat, ehe er mit ihnen feierlichen Einzug in London halten will.

Es ist ein denkwürdiger Augenblick, wie

Hindenburg mit seinem Stabe den Hang heraufgeritten kommt und auf den Höhen südlich von Croydon zum ersten Male die Türme von London sieht! Eine Siebeneinhalbmillionen-Stadt liegt ihm zu Füßen. Die Hauptstadt eines Landes, das mehr als ein Fünftel der ganzen Menschheit sich unterwürfig zu machen verstand, und dessen Kolonialbesitz die Fläche von 32 deutschen Reichen ausmacht. Hier liegt diese stolze Stadt, die das Weltbankhaus, die Weltbörse, die Weltreederei, der Weltvormund war ...

Hindenburg reitet in langsamem Schritt und schaut sinnend in das Kanaan der deutschen Siegesträume ... Endlich, endlich ist es ihm gelungen, jenen englischen Feldherrn niederzuzwingen, der weit mächtiger und geschickter, erprobter und erfolgreicher war als er — — Hindenburg hat die Lüge bezwungen!

In den ersten Kriegsmonaten hatte die Lüge in ihrem Feldzug gegen das deutsche Schwert gewaltige strategische Erfolge erzielt. Sie hatte mit ihrem Gift ringsum die öffentliche Meinung verseucht, mit Rank und Tücke eine ganze Welt gegen uns in Harnisch gebracht. Durch planmäßiges Fälschen und Schüren, mit widerlichen Listen und uner-

hörter Hartnäckigkeit war es ihr gelungen, den gesunden Menschenverstand ganzer Völker zu verwirren ... was bedeuteten gegen solche Triumphe die Beute von Tannenberg oder die Siege am Bug! Ihre Waffen waren Kabel und Telegraph und Presse, ihre Munition die silbernen Kugeln, und die Scholle, die sie mit allen Mitteln moderner Technik unterminierte, war Deutschlands Ehre.

Hatte auch deutsche Wahrhaftigkeit einmal zornig in die Netze dieses elenden Lügenwurms hineingehauen, in deren Fadenwerk das Denken ganzer Völker gefangen hing — im Nu waren sie mit Verleumdung und Verdächtigung wieder zusammengeflickt.

Auch in Paris und Rom war die Lüge eifrig beim Netzeflechten. Aber dort waren ihre Gespinste zu verräterisch plump ausgefallen. Die faustdick auftragende französische und italienische Lüge erzählte von abgehackten Händen und abgeschnittenen Brüsten, von der Füsillade unbequemer Reichstagsabgeordneter und von den Ohrfeigen, mit denen der Kaiser gelegentlich dem Kronprinzen aufwartet. Die feiner gesponnene und darum so gefährliche englische Lüge aber tuschelte der Welt ins Ohr, Deutschland habe nur deshalb Europa immer ein freundliches Lä-

cheln gezeigt, weil es unbehelligt Munition aufstapeln wollte, um plötzlich die arglosen, gottergebenen Briten im tiefsten Schlaf und seligsten Friedenstraum meuchlings zu erdolchen ...

Monatelang mußten sich die Völker der Erde die deutsche Seele als Niststätte aller nur denkbaren Verruchtheiten malen!

Lügen hätten kurze Beine? Mit langen, rüstigen Beinen war die englische Lüge um die Welt gelaufen, hatte sich in London Tag für Tag neue Anweisung geholt, hatte im fernsten Erdenwinkel Deutschenhaß gesät und war allen Nachstellungen durch die Wahrheit geschickt entschlüpft.

Jetzt endlich war sie umstellt! Hurra! Jetzt stehen rings um die Höhle dieses Londoner Drachens die deutschen Bataillone! Hurra! Die Lüge ist unter den Flamberg des Helden Hindenburg geraten!

* * *

Hindenburg reitet durch die Linien der Regimenter und grüßt seine Heldenschar. Dann rücken die Bataillone näher an eine Kanzel heran, die von Kanonieren aus einem Munitionswagen und aus Tannenreisig hergerichtet wurde.

Choralklänge brausen über das Feld, und dann tritt der Feldgeistliche auf die grüne Kanzel.

„Kameraden, der Herr hat Großes an uns getan!

Er hat unsere Waffen gesegnet und hat die stolze Stadt in unsere Hand gegeben, vor deren Toren wir jetzt dankbar die Hände zu Gott aufheben.

In so gewaltigen Schicksalsstunden will man nicht Halt machen vor der Unerforschlichkeit von Gottes Ratschlüssen, sondern da sucht man nach Zusammenhängen, die uns sein weises Walten sollen offenbar machen. Und so fragen wir heute: warum hat Gott der Herr in diesen Tagen die große und stolze Nation so schwer heimgesucht, der er allezeit reichen Segen schenkte? Die er jahrhundertelang in seiner Gnadensonne wohnen ließ?

Wahrlich, Gott war mit ihr! Das staatsmännisch begabte Volk hatte von seiner kleinen Insel aus ein mächtiges Weltreich gegründet und sich ein gut Teil des Erdenrundes tributpflichtig gemacht. Kanada brachte England Weizen und Felle, Australien Fleisch und Wolle, Indien Reis und Gewürz, Afrika Gold und Edelsteine, Cey-

lon Kaffee und Tee, Millionenwerte an Fischen schwammen seinen Ufern zu, unendliche Reichtümer aus aller Welt bargen seine Banken und seine Speicher, seine Fluren waren von all den blutigen Kriegen der Jahrhunderte unberührt geblieben — Gott hatte die Briten gesegnet, und es schien beinahe, als wären sie zu Herren des Erdballs berufen.

Und nun demütigt er dieses Volk durch so vernichtende Schwerthiebe?

Ich antworte auf diese Frage mit dem Worte des Herrn:

Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Oder was kann der Mensch geben, daß er seine Seele wieder löse?

An ihren gottgeschenkten Schätzen wollten sich die Engländer nicht genügen lassen, die Gier nach Genuß und immer größerem Besitz und unumschränkter Weltmacht vergiftete und verarmte ihre Seelen. Sie suchten leicht und schnell zu verdienen, um mit Sport und Spiel sich zu vergnügen und frühe vor allen Sorgen und Nöten des Lebens in der verschwenderischen Fülle der Klubhäuser des westlichen Londons geborgen

zu sein. Ihr Gesellschaftsleben kehrte sich höheren geistigen und seelischen Interessen mehr und mehr ab. Mit Pferdezüchten, Segeln, Fußballspielen und dem Politisieren in den Denkbahnen gewissenloser Kriegsschürer verbrachte mancher Brite seine Tage. Wenn die geistige Tätigkeit eines Zeitgenossen Gewinn in barem Gelde brachte, versagte man ihm nicht die Hochachtung, aber mit geistigem Streben und sittlichem Tun um ihrer selbst willen wußte ihre Weltanschauung nichts anzufangen.

Die Geschichte preist manchen Briten, der persönlich ein Held an sittlicher Kraft war, aber die Ideale einzelner wirkten nicht staatsgestaltend wie in Deutschland.

Ideale, die keinen Marktpreis haben und sich nicht irgendwie ultimo realisieren lassen, führte Albion auf dem Kurszettel seiner Seelenwerte nicht.

Zu dieser Armut gesellte sich der Neid.

Schon vor zwei Menschenaltern schrieb Bismarck: England kann uns keine Chance maritimer Entwicklung in Handel oder Flotte gönnen und ist neidisch auf unsere Industrie. Seit Bismarcks Tagen wurde Albions Neid von Jahr zu Jahr gelber, galliger. England wurde immer wohl-

habender und verarmte dabei so weit, daß sein ursprünglich gesunder Sport oft zum Sportidiotismus wurde und sein ursprünglich gesundes Interesse für das Geschehen in der Welt zu einer Politik selbstgefälliger, mißgönnischer Krämer.

England ist das Land der moralischen Wochenschriften. Und diese Stadt, die zu unseren Füßen liegt, birgt in ihren Mauern eintausendfünfhundert Kirchen. Aber weit mehr als fünfzehnhundert Tempel baute man dem anderen Gotte, dem Goldenen Kalbe! Ihr könnt nicht dienen Gott und dem Mammon! spricht der Herr. Darum trugen sie Gottes Wort bald nur noch auf den Lippen, dienten mit ganzer Seele dem gleißenden Götzen und ließen die englische Geschichte zur ränkereichsten aller Staaten werden. Fürwahr, sie hatten schweren Schaden genommen an ihrer Seele!

Zwei Worte haben die Briten, die wir schwer in unsere Sprache übersetzen können. Das eine heißt cant, das ‚So tun als ob', die aufrichtige Trauer über einen, den man langsam zu Tode gequält hat. Und das andere heißt business, das ‚Geschäftemachen unter allen Umständen'.

Es gibt aber auch in unserer Mutter-

sprache zwei Worte, die ureigenster deutscher Besitz sind und nicht mit allen Untertönen ins Englische übersetzt werden können. Das eine ist ‚Gemüt‘. Und das andere ‚Frömmigkeit‘, denn piety ist weniger als diese Durchdringung des ganzen inneren Menschen mit wahrer, werktätiger Gottergebenheit. In der frommen Stadt der fünfzehnhundert Kirchen reifte der teuflische Plan, Kaffern, Gurkhas und Australneger auf euch zu hetzen, Kameraden!

Der Brite schien reich zu sein an aristokratischen Zügen. Was ist es nun damit? Wir preisen den Krieg, den großen, gottgesandten Klärer und Werteschieder, daß er dem frommen, aristokratischen Britenvolke die Maske heruntergerissen und der Welt die Fesseln gezeigt hat, die seine Seele banden!

Oder was kann der Mensch geben, daß er seine Seele wieder löse?

Die Briten konnten sich nicht bewußt werden, daß ihre Seele Schaden genommen habe, denn es standen Philosophen auf und sprachen ihre Erwerbsgier selig. Tue, was dir nützt! lehrte Bentham. Versuche die außerenglische Menschheit — immer voll fairness — zu Sklavendiensten zu zwingen! Laß deine Gelder — immer voll

gleißender Höflichkeit — in allen Zonen des Planeten mit Wucherzinsen arbeiten, laß Millionen sich abrackern, daß du in Pall Mall im Klubhaus sitzen und dich den Matches in allen Sportzweigen widmen kannst! In seiner Goldgier streckte Albion wie ein Tiefseeraubtier seine Fangarme aus und sog sich in allen Winkeln der Welt fest.

Alles ward ihm zum Geschäft. Sein größtes Geschäft aber suchte es mit der deutschen Friedensliebe und mit Michels diplomatischer Ehrlichkeit zu machen und gründete das Weltkriegsunternehmen ...

Gottes Mühlen mahlen langsam. Kameraden, es ist etwas Köstliches und Erhabenes darum, daß Gott gerade euch zu seinem Rüstzeug erwählte! Daß er durch eure Schwerter in die englische Erde schreiben ließ: Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne!

Oder was kann der Mensch geben, daß er seine Seele wieder löse?

Seht, Kameraden, dort im Osten ist Londons Armenviertel. Kläglichstes Spelunkentum, grenzenloses Elend füllen dieses größte Armenasyl der Welt. Dort könnte Albion schaffen, daß es vielleicht seine Seele wieder löse, denn es war steinreich und

wurde steinhart, es war kirchenfromm und heidnisch herzlos.

Englands Allerheiligstes war seine Börse.

Der hochragende Uhrturm des Londoner Börsengebäudes, den ihr dort seht, Kameraden, trägt als Wetterfahne eine große vergoldete Heuschrecke. Ja, wie Heuschreckenplage, das muß gesagt werden, wollte im letzten Jahrzehnte der Geist der Jobber und Broker und Profitjäger auch über unser deutsches Vaterland kommen ... der goldene Heuschreck aber soll, dafür laßt uns Mann für Mann einstehen, auf dem Turm der Londoner Börse sitzen bleiben. Die herrliche Blütenau deutscher Ideale soll dem Heuschreckenfraß englischer Geldgier und Gewinnsucht nie und nimmer zum Opfer fallen!

Kameraden! Großes hat Gott der Herr an uns getan! Und wenn er nun das jubelnde Deutschland reich macht an irdischem Gut, so mag uns der allgütige Gott den alten, frommen, biedern, den urdeutschen Sinn unserer Väter erhalten! Denn was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele!"

Nachdem der Schlußchoral verklungen ist, erhalten ein Kavalleriekorps und einige Artillerieregimenter Befehl, noch heute abend in London einzurücken. Sie haben sich Klarheit über die Lage in London zu verschaffen und Sicherheitsmaßnahmen zu treffen, daß der Einmarsch der Truppen sich morgen früh ohne Zwischenfälle vollziehe!

Außerdem werden auf rasch beigetriebenen Fahrzeugen zwei Pionierbataillone in die Stadt gebracht, denn in London wütet ein fürchterlicher Brand, Zeppelins Bomben haben die City hart heimgesucht! Da das Feuer sein Erzieheramt an den Engländern erfüllt hat, sollen nun die Pioniere mit zugreifen und dem wütenden Elemente gebieten helfen.

Die übrigen Truppen aber werden während der Nacht mit der Eisenbahn bis an die City herangebracht. Bis in den frühen Morgen hinein rollen die Züge. Die Lokomotiven vor den langen Militärzügen keuchen und schnaufen, als fiele es ihnen unsäglich schwer, diese feldgrauen Gäste näher an die Themse heranzuführen ...

Der Einmarsch in die Stadt



Die Straßen und Plätze um den London-Bridge-Bahnhof sind am nächsten Morgen ein gewaltiges Truppenlager. Soldaten aus allen deutschen Gauen, tapfere Österreicher und kriegserprobte Söhne der Pußta machen sich schmuck, so gut das möglich ist, und harren der weltgeschichtlichen Stunde.

Hindenburgs Einmarsch in London! Wie eine selige Verheißung haben unsere Soldaten die vier Worte im Herzen verwahrt, sie haben zwischen den Schlachtenwettern sie kaum auszusprechen gewagt, als könne sich das Glück abwenden, wenn sie es laut anrufen würden. Und Albion hat diese vier Worte seit Monaten wie einen schreckenden Drudenfuß auf seiner Schwelle gesehen ...

Hurra! Hindenburg hat den Bahnhofplatz betreten! Punkt neun Uhr steigt er zu Pferde. Er reitet zwischen Ludendorff und Graf Zeppelin. Die Bataillone enthüllen die Fahnen. Unter den Klängen des Pariser Einzugsmarsches von 1814 geht's der London-Bridge zu.

Auf dieser stattlichen Themsebrücke, bis zu der sich selbst die größten Ozeandampfer stromauf wagen dürfen, verlangsamt sich unwillkürlich der Schritt. Denn von den bunten Bildern, die der Ausguck von dieser Brücke

bietet, will das Auge in vollen Zügen trinken! Die Soldaten schauen in das Takelwerk der Handelsschiffe, die mit knapper Mühe schwerem Schicksal entronnen sind und in den mächtigen Docks sich die Wunden verbinden lassen, die ihnen im Kanal deutsche Tauchboote schlugen. Wütet stromabwärts ein Waldbrand? Auch in diesem Mastenwalde und in manchem Speicher haben vorgestern abend die Zeppeline Feuer gelegt. Schwarze, funkendurchstobene Rauchschwaden blasen drohend die mächtigen Krane und einige noch unversehrte Packhöfe an.

Und dort am linken Themseufer, wo auch Rauchwolken über Trümmern brauen, dort hat seit neunhundert Jahren bis vorgestern der Tower gestanden. Einige von den dreißig in die Stadt geschickten Zweiundvierzigern haben diese alte Trutzfeste am Ostrande der City in Schutt und Asche gelegt. Das Arsenal mit den Wällen und den stolzen Zinnenmauern ist jetzt ein Kehrichthaufen. Nur der Blutturm ragt noch wie ein unheimliches Wahrzeichen aus dem Geröll der versunkenen Steinfeste.

Mit einem flüchtigen Blicke erhaschen die Soldaten noch die hochragende Kuppel der St. Pauls-Kathedrale, die an die Peterskirche

in Rom erinnert, und nun geht's in die Straßen der City hinein, die mit Witz die Hauptstadt von London genannt wird. Deutscher Soldatenstolz schwellt die Brust der Weltkriegssieger! Empfindsame Feldgraue überrieselt ein kalter Schauer der Ergriffenheit, sobald sie sich ihrer Auserlesenheit voll bewußt werden, daß sie diese großen Tage der Weltenschicksalswende mit erleben dürfen! Hinein nach London!

Das Ziel der Truppen ist der St. James-Park. Sie können nicht auf kürzestem Wege dorthin gelangen, denn zwischen Cannon- und Queen-Victoria-Street wütet jene furchtbare Feuersbrunst, die Milliardenwerte aus den Geschäftshäusern herausholt und den schwarzen Rauchwolken mit auf die Reise gibt. Die werden in den Ozean streuen, was von den Schätzen blieb, und der Sturm wird dazu das Liedlein von dem Krämer pfeifen, dessen heiligste Güter Rost und Motten fraßen ...

Ein Leben und Treiben ist in dem City-Viertel um London-Bridge, daß selbst die Klänge der Regimentsmusik in den Lärm untertauchen. Weil die Wellington- und die Charing-Croß-Brücke von der deutschen schweren Artillerie zerrissen wurden, ballt sich heute der dreifache Verkehr hier zusam-

men. Straßenbahnen, Omnibusse, Austernkarren, einfache Mietskutschen und Prunkgeschirre von verschwenderischem Luxus, dazwischen lärmende Straßenhändler und Zeitungsjungen — ein wirres, ohrenbetäubendes Durcheinander. Um die Omnibusverdecke schlägt man sich, denn Tausende und aber Tausende drängen sich, diesen unheimlichen Hindenburg und seine Hunnengarde von Angesicht zu schauen. Scham schnürt manchem Gaffer den Atem, Scham macht manchen Deutschenfresser und Kaiserschmäher heute kleinlaut. Aber größer als die Scham der Menge ist immer ihre Neugier.

Neben geschmückten Piccadillymädchen stehen zerlumpte, schlotternde Gestalten, an denen Laster und Hunger zehrten. Mehr Arme, als ein Armeekorps Soldaten zählt, fristen in den Armenhäusern der Siebenmillionenstadt ein kümmerliches Dasein, und eine noch größere Zahl lichtscheuen Gesindels irrt völlig obdachlos umher. Die Not der Kriegsmonate hat auch diese düsteren Londoner Bataillone auf Kriegsstärke gebracht. Ehrsame Bürger und smarte Sportjünglinge mit verbissenen Zügen sehen sich das militärische Schauspiel an. Gentlemen und stutzerhafte mongrels, Gerechte und Ungerechte,

alle ballen den Germans in der Tasche die Faust. Mögen sie weiter hassen, wenn sie vorläufig nur fürchten!

Auf manchen Straßen ist wie in Friedenszeiten Jahrmarkt. An einer Straßenecke hält ein Puppentheater Müßiggänger an. Auf der Bühne wird alle fünf Minuten Kaiser Wilhelm vom Teufel geholt. Dieser Theaterdirektor tauscht heute nicht mit dem vom London-Opera-House!

*   *
*

Von der Themse aus sind die Truppen durch die King-Williams-Street marschiert, deren Häuser von den schwarzgrauen Londoner Nebeln gestrichen sind, und haben nun den verkehrsreichsten Platz der Welt erreicht, den Platz zwischen Mansion-House, Bank und Börse.

Das Mansion-House ist die Residenz des Oberbürgermeisters. Der Herr Lord-Mayor war im letzten Jahrzehnt ein vielgeplagter Mann. Er führte den Ehrenvorsitz, wenn im Mansion-House das deutsch-englische Verständigungskomitee an Festtafeln Worte machte und sich einredete, daß in dem Stroh Körner seien, das sie draschen. Ein paar Tage darauf bewillkommnete der Lord-Mayor in den-

selben Räumen die „Union Jack Industries League“, die um jeden Preis der lästig strebe-rischen deutschen Industrie endlich den Strick drehen wollte. Wieder ein paar Tage später sprach der Oberbürgermeister auf dem Kongreß der britischen Handelskammern, auf dem man, mißvergnügt über den Siegeszug des deutschen Ursprungszeugnisses „Made in Germany“, die Schaffung einer „British Empire Trade-Mark“ empfahl. Und noch ehe die deutschen Mitglieder der deutsch-englischen Verständigungskommission London den Rücken gewendet hatten, empfing der Lord-Mayor mit ganz besonderer Herzlichkeit die „Entente Cordiale Society“ in den Räumen des Mansion-House.

„Entente Cordiale Society“? Das ist englisch-französisch-russisch und heißt zu deutsch: Genossenschaft zur Kaltstellung Deutschlands. Ihr erster Propagandachef war Eduard VII. und ihr letzter war Grey.

Der Lord-Mayor wird künftig etlicher Bemühungen um Repräsentation enthoben sein. Deutschland wird den Briten ehrlich die Hand zur Verständigung reichen, so herzlich es das nur tun kann, aber auf Festsitzungen im Mansion-House, auf Friedensversicherungen zwischen russischem Kaviar, englischem Roast-

beef und französischen Poularden wird Michel künftig nicht mehr hineinfallen!

Und auch drüben auf der Bank von England wird es an den Schaltern ruhiger werden, an die sich goldhungrige Geldleute aus aller Welt drängten. Dort wird man von nun an den goldenen Fellen nachtrauern, die nach Amerika fortgeschwommen sind... In diesem Bankhaus, das einst das reichste Schatzhaus der Welt war, werden nun die Konkursverwalter der Einkreisungskompanie ein Menschenalter hindurch mit einem Riesenheer von Beamten zu rechnen und zu schieben haben...

In den heiligen Räumen von Bank und Börse, an denen die deutschen Truppen jetzt vorübermarschieren, ließ einst Eduard VII. den Kostenanschlag für den großen Krieg von 1916 ausarbeiten, der versehentlich zwei Jahre zu früh ausbrach. Die Finanzkundigen konnten Seine Majestät sehr zuversichtlich auf die historische Tatsache aufmerksam machen, daß europäische Kriegserklärungen für Old-England jederzeit die aussichtsreichsten Industriepapiere gewesen sind, und daß die Linie, die die Entwicklung des englischen Wohlstandes darstellt, immer dann steil angestiegen ist, wenn Festlandsvölker sich zerfleischt hatten.

Auf diesen günstigen Bankausweis hin wurde mit stattlichen Kapitalien die Einkreisungsgesellschaft gegründet. Weil der Weltkrieg von 1916 das großzügigste englische Finanzunternehmen aller Zeiten werden sollte, wurde mit Propagandageldern nicht geknausert, es wurden im Ausland große Zeitungsunternehmungen aufgekauft, von Belgien aus ein Heer von Spionen angeworben und an die stillen Gesellschafter der Einkreisungskompanie hohe Vorschüsse gezahlt. Sobald das geschlagene Deutschland ohnmächtig am Boden liegen würde und sein blühendes Wirtschaftsleben vernichtet wäre, wollte dann England mit gierigen Händen nach dem Goldschatze der deutschen Reichsbank greifen, und der Staatsbesitz Preußens an Bahnen, Forsten und Domänen sollte enteignet werden. „Billionen und aber Billionen an Kriegsentschädigung" hatte ein Minister in Aussicht gestellt. Und solange England aus dem Weltkriegsunternehmen nicht das Anlagekapital samt unerhörten Wucherzinsen bis auf den letzten Heller würde herausgeholt haben, so lange sollten Dresden und Breslau russische Garnisonen bleiben, solange sollte in Köln der belgische König residieren, solange sollten Koblenz und Mainz Hauptstädte französischer

Departements sein, und solange wollten es sich die Engländer in Hamburg, Bremen und Frankfurt am Main bequem machen ...

Und jetzt marschieren an derselben Bank, in deren Geheimfächern der fein berechnete Kostenanschlag liegt, deutsche Truppen vorüber, Truppen aus Dresden und Breslau, aus Koblenz und Mainz und gar aus Hamburg, Bremen, Essen und Frankfurt am Main!

Die deutschen Soldaten sehen mit köstlichem Vergnügen auf den Dächern der Bank die Maschinengewehre und die Zeppelinabwehrkanonen stehen und schwenken lustig nach Cheapside ein. Mit viel Lärmen und Schreien bieten die Straßenhändler, darunter elende kleine Dreikäsehochs in schmutzigen Lumpen, den spalierbildenden Müßiggängern ihre Penny-Artikel an, zumeist kleine Spielsachen und Neckfiguren, die witzig sein sollen. Das Zugstück dieser Woche ist „Hindenburg am Galgen". Für einen Penny kann jedermann diesen unbequemen Helden erledigen, so oft es ihm beliebt.

Mag der Londoner Pöbel ruhig an derlei Kinderspielchen seine Freude haben! Aber der gestern eingezogene General der Kavallerie hat jenen fliegenden Händlern das

Handwerk gelegt, die auf den Straßen den neuesten Roman ausschrien:

„Revanche!!“

So lange noch deutsche Truppen in London stehen, soll der Revanchegedanke schweigen — nachher mögen die englischen Politiker diese Pariser Kinderkrankheit hätscheln oder beschwören!

* *
*

Die Truppen marschieren an der stolzen St. Pauls-Kathedrale vorüber und gelangen bald in die Fleet-Street und in den „Strand“, wo das Quadratmeter Boden mehr kostet, als dreißig deutsche Majore im Monat Gehalt beziehen.

Hier ist der Bezirk der Music-Halls, der Geburtsstätten politischer Gassenhauer, die wacker den Weltkrieg mit vorbereiten halfen. In diesen vielbesuchten Tingeltangels wurden im letzten Jahrzehnt die aufreizenden Couplets vorgetragen, deren Reime immer wieder in den Fehderuf ausklangen:

The world for Great Britain, and a rasher for Germany!

Und die Menge fiel Abend für Abend begeistert ein: Uns die ganze Welt! Und Deutschland eine Scheibe Speck!

Damit um 1916 das Rekrutierungsgeschäft recht flott ginge, wurden seit 1909 die Invasionsstücke „An Englishman's Home" und „A Nation in Arms" aufgeführt. Und Deutschland und sein großer Kaiser wurden geschmäht, bis der Pöbel wieherte ...!

Ganz planmäßig wurde von hier aus das englische Volk zur Weltkriegsstimmung erzogen. Der Mann von der Straße mußte vor Deutschlands Dreadnoughts und Zeppelinkreuzern das Gruseln lernen! In den Musikhallen wurden die tollen, blöden Niggertänze vorgeführt, und die Zuschauer mußten schließlich zu der Erkenntnis heranreifen, es wäre für ein Volk, das diese raubtierhaft gelenkigen Australneger und Zulukaffer-Meistertänzer zu Bundesgenossen haben kann, doch recht bequem, mit Deutschland ein Tänzchen zu wagen!

Und die Stimmungsmache der Musikhallen vollendeten würdig die Gazetten. Die Fleet-Street, durch die unsere Truppen jetzt marschieren, ist die Zeitungsstraße Groß-Britanniens. Während der letzten fünf Jahre war hier kaum eine Zeitung ausgebrüllt worden, auf der nicht in großen Lettern am Kopf geprangt hätte:

„The German Danger!"

„German Invasion?“ „German spy!“ Achtung vor deutschen Spionen und Zeppelin-Geheimagenten!

In diesem Londoner Stadtviertel saßen auch die phantasiebegabten Pamphletisten, die ihren Pariser Kollegen und Fingersaugern getreulich halfen, die Millionen-Schmähschrift über die deutschen Greuel zu vollenden.

Ein junger Studio und Grenadierfreiwilliger winkt einem Zeitungsboy und kauft ihm eine Nummer der „Times“ ab. Sie trägt Trauerrand. Im Leitaufsatz heißt es: „Wir trauern nicht etwa, weil wir in diesem von Deutschland seit Jahrzehnten wohlvorbereiteten Kriege Schaden genommen haben, sondern wir trauern, weil die Kultur der ganzen Welt nun auf dem Totenbette liegt. Denn was wird an Kulturwerten den Ländern übrig bleiben, in denen brandenburgische Dragonerpferde grasen und Potsdamer Generale den Säbel schwingen! Die Kulturgüter, die Ideale, für die wir in den Kampf zogen gegen die materiellen ...“ Weiter übersetzt der junge Grenadier nicht. Sein Blick fällt auf eine Anzeige in derselben Nummer:

„Suche eine Köchin bei 600 Mk. Lohn und einen Erzieher, der englisch und perfekt französisch spricht, bei 450 Mk. Lohn ...“

Diese Anzeige hätte der Feldprediger von Croydon in seine Predigt verweben können, als er das Bibelwort auslegte: Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne ...

Wie die Truppen in den „Strand" einmarschieren, macht der Adjutant den neben ihm reitenden Major Sigwart aufmerksam, daß hier in einer kleinen Nebenstraße Zar Peter der Große gewohnt hat, der als schlichter Werftarbeiter sich in Holland und England über Schiffsbaukunst unterrichtete.

„Es wär' ein feines Gegenstück dazu," meint der Major, „wenn sich der König von England künftig als Rekrut in einer Potsdamer Nebenstraße einmietete und deutsches Militärwesen studierte! Hätte König Eduard das getan, wäre uns der Weltkrieg sicher erspart geblieben ..."

Aus dem Geschäftsviertel der City sind unsere Truppen nun nach West-End gekommen, in die Stadt der Paläste und Klubhäuser und Ministerien. Hier verzehrt man in Muße sein leichtverdientes Geld und macht Gesetze.

Unter den frohen Klängen des deutschen Flottenliedes marschieren die Truppen über den Trafalgar-Square. Die vier Bronze-

löwen am Fuße der Nelsonsäule tragen Flore um die Mähnen. Sie liegen heute nicht wie zum Sprunge geduckt, sie liegen wie schreckgelähmt. Unsere Truppen betrachten die stolze, kirchturmhohe, korinthische Säule, die den Säulen des Augustinischen Tempels in Rom nachgebildet ist. Der Tempel war Mars Ultor geweiht, dem rächenden Kriegsgotte. Ein rächender, allgütiger Gott hat auch unseren Soldaten den Weg nach London erkämpfen helfen, aber auf ihren Gesichtern ist nichts von Rache zu lesen. Leutnant Haußmann hört auf dem Trafalgar-Square, wie sich zwei Berliner Landstürmer über Nelson, den volkstümlichsten britischen Helden unterhalten. Der eine sagt:

„Eine Seeschlacht so glatt zu gewinnen — 's ist doch eine tolle Sache gewesen!"

„Na ja, Karl," meint der andere, „das war in Schöneberg im Monat Mai, ein deutsches U-Boot war nicht dabei ..."

So witzeln etliche in froher, übermütiger Laune, die meisten aber marschieren schweigend und schauend durch die Niststätte des Deutschenhasses, als wäre dieser große Waffenerfolg nur traumhafte Unwirklichkeit...

* * *

Durch den mächtigen Torbau des Admiralty-Arch marschieren unsere Truppen in The Mall ein, die Prachtstraße aus dem Victorianischen Zeitalter. Nun sind sie im Machtbezirke des englischen Klubsessels. Hier ist Pall Mall und die St. James-Street mit den vornehmen Klubhäusern, in denen die Millionäre von West-End sich verschwenderischer, königlicher als Festlandskönige von einem Heer von Pagen und Lakaien bedienen lassen. Hier geben sich jene begnadeten und doch so armen Söhne Britanniens ein Stelldichein, die keinen Beruf haben und keine andere Sorge als die, daß sie nicht in Erfahrung zu bringen verpassen, ob irgendwo in den fünf Weltteilen etwas los ist, wo man unbedingt mit dabei gewesen sein muß, sei es eine Sensation auf dem Gebiete von Feuer, Wasser, Luft oder Erde.

Um Pfingsten herum besucht der junge Gentleman aus dem Pall-Mall-Klub das Derby in Epsom, vierzehn Tage später wettet er am Totalisator von Ascot. Nach der Rennsportwoche am Park von Windsor wohnt er noch der großen Segelregatta in Henley bei, und im Juli geht er ins Seebad, in einen fashionablen Badeort vom Range Scarboroughs. Nach einem Abstecher ins Berner

Oberland jagt er im August in den Heidegebieten Englands die begehrten Moorhühner, im September stellt er dem Rebhuhn nach, im Oktober und November widmet er sich den großen Jagdritten, die mit den Hirschhetzen ihren Höhepunkt erreichen. Im Dezember geht er nach Kairo, schlägt im Januar eine Einladung zu einer Tropenjagd nicht aus, findet sich aber Anfang März rechtzeitig in Monte Carlo am Spieltisch ein. Im April weilt er auf seinem Landsitz in der weiteren Umgebung Londons. Bald verläßt er sein Landhaus, um die große Season in London zu verleben. Hat er hier im Klubsessel ausgeruht, tritt er aufs neue die Reise durchs Jahr an, auf der ihn die drei Sterne leiten: Sport, Flirt und Jeu.

Und nun hat ihm der Krieg durch das fein erwogene Reiseprogramm einen Strich gemacht! Der Krieg hat den Cookschen Eilkarawanen in Belgien und Nordfrankreich den Weg verlegt. Und der Führer, dem sich anschließen muß, wer eine Auslandsreise nach Osten unternehmen will, heißt Hindenburg! Im St. James-Viertel ist die Trauer heute groß . . .!

Eine so breite Menge berufsloser, üppiger Lebensgenießer kann auf die Dauer nur in

einem Lande, das sich andere Völker tributpflichtig gemacht hat, müßig gehen. Tausende von diamantenumblitzten Ladies kann nur ein Volk beherbergen, das die Arbeit klug unter die Zeitgenossen auf dem Erdenrund zu verteilen verstand und sich bei der Aufteilung der Welt so benahm wie jener Engländer, mit dem der französische Dichter Leconte de Lisle die Ehre hatte:

Das Mahl ging dem Ende zu, als die Dienerin eine Schüssel Erdbeeren auf den Tisch stellte. Ohne ein Wort zu sagen, zog der Engländer die Schüssel an sich und schüttete den ganzen Inhalt auf seinen Teller. „Aber, mein Herr, ich esse auch gern Erdbeeren!" rief Leconte de Lisle. „Aoh! Lange nicht so gern wie ich," antwortete der famose Engländer.

Unsere Soldaten haben in der City den fleißigen englischen Kaufmann gesehen, vor Lloyds Geschäftsräumen die wackeren englischen Seefahrer und auf den Straßen den gutgekleideten, ehrenwerten, englischen Bürger, aber hier im Pall-Mall-Viertel bringt sich ihnen der großmäulige Ellbogenheld und rücksichtslose Egoist in Erinnerung, der Schrecken der deutschen Reisenden.

Bei einer guten Importe und einem „brandy cocktail" saßen die Londoner Gentle-

men im letzten Jahrzehnte in ihren Klub-paläſten, lauſchten den Offenbarungen der Harmsworthpreſſe und machten Politik. Das bedeutet: ſie ſannen über die Erdroſſelung Deutſchlands nach. Sie waren mit Deutſch-land gut ausgekommen, ſolange es der Zu-ſpätkömmling unter den europäiſchen Völ-kern war und ſolange es, ein Tummelplatz der Dichter und Träumer, als harmlos zu gelten hatte. Sobald ſich aber dieſes Deutſch-land als der kluge, arbeitſame, unbequeme Dränger unter den Völkern entpuppte, Eng-lands Zirkel ſtörte und deutſchen Handel, deutſche Induſtrie in die Weltwirtſchaft ver-flocht, da ward im St. James-Viertel be-ſchloſſen, dieſem Gernegroß den Atem ab-zuſchnüren ...!

Und jetzt marſchieren die preußiſchen Pickelhauben hier ein!

Die Stimmung iſt troſtlos.

Gegen dieſen damned Teufel Hindenburg hilft weder eine neue Lüge, noch die Fauſt in der Taſche. Die einſt ſo glücklichen Heimſtätten des „Merry old England“, des heiteren alten Englands, das tagsüber ſeine Rennpferde pflegte und abends mit Klubfreunden plau-derte, während es von Söldnern und Miet-lingen ſeine Kriege führen ließ, dieſe Her-

bergen trügerischen Glücks haben heute umflorte Fahnen halbmast gehißt.

Die Herren von Pall Mall trauern nicht aus Sentimentalität. Sie fürchten für die Zukunft! Denn die Habe derer, die nicht arbeiten, schmälert der Krieg am meisten. Das fleißige, neuerstarkte Deutschland wird den Briten noch mehr Kunden ausspannen, und dann besteht die Gefahr, daß gar das Roastbeef schmäler wird! Ein schnurriges Bild: Im Londoner Parkviertel, wo man den Kriegsruf ertüftelte: Auf zum Kampf für die heiligsten Kulturgüter! hängt man jetzt die Köpfe — — das Roastbeef of Old-England ist in Gefahr!

Selbst vor dem Palastviertel hat der Londoner Plakatteufel nicht halt gemacht. Eine Reklamesäule preist in schreierischen Lettern „Respiratoren zum Schutze gegen Vergiftung durch Zeppelinbomben" an.

„Schutzmittel gegen Vergiftung durch Zeppelinbomben dürften in diesem Jahrhundert kaum wieder vonnöten sein," sagt ein Hauptmann zu seinem Kameraden. „Aber die englische Regierung mag sich beizeiten um ‚Respiratoren zum Schutze gegen englisches Pressegift' kümmern, wenn ihr fortan der Weltfriede lieb ist!"

St. James-Park, Buckingham-Palast — das Ganze halt!

Das Ganze halt! Ein Ruf an die ganze Welt! Der letzte Befehl in einem Weltkriege!

* * *

Rings um den Buckingham-Palast schlagen die Truppen ihre Zelte auf. Der St. James-Park mit seinen reizvollen Baumgruppen gibt Durchblicke nach den Staatsgebäuden frei, und die Offiziere erklären ihren Leuten, in welchem berühmten Weltenwinkel sie jetzt weilen dürfen:

Dort ist das Admiralty-Gebäude, die stolze Feste des Marineministers, von dem die Großkapitalisten seit Jahrhunderten unbedingte Autokratie über die Weltmeere verlangten. In diesem Hause war denn auch beschlossen worden, die deutsche Flotte erbarmungslos auf den Meeresgrund zu schicken, wie vorher die spanische, holländische, französische und dänische, und plötzlich war dort wie ein böses Hausgespenst der Name „Emden" umgegangen, und Tag für Tag waren die Hiobsposten über die Taten unserer Tauchboote eingelaufen ...

Noch heute sehen unsere Truppen weinende Frauen und Mädchen vor den Toren

dieses Palastes stehen, die über Gemahl und Bruder die Wahrheit fordern!

Jenes mürrisch dreinschauende Gebäude dort ist das Kriegsministerium. Es wachte vor dem Krieg über ein Heer von seltsamer Ehre. Ein Londoner Mädchen, das einigermaßen auf sich hielt, zeigte sich niemals öffentlich mit einem Soldaten! Und einem Offizier würde man niemals verziehen haben, hätte er gewagt, in der Gesellschaft Uniform zu tragen! Mit diesen lichtscheuen Söldnern gedachten die Herren dieses Hauses das stolze deutsche Heer zu zertrümmern! Und koste es den letzten französischen Blutstropfen und das letzte Kosakenpferd!

Und weiter rechts dort, das ist Greys Bereich! Und alle übrigen Ministerien reihen sich an — — hier ist von altersher die Geschäftsstelle zur Aufteilung der Welt gewesen! Hier spannen die Einkreisungspolitiker ihre teuflischen Ränke, von hier aus wurde der französische Chauvinismus planmäßig unter Dampf gehalten, hier wurden dem Panslawismus auf der Landkarte von Deutschland und Österreich-Ungarn seine Ziele erläutert. Von hier aus zeigte man mit der Grimasse des lockenden Teufels dem verarmten Italien einen Milliardenvorschuß und ließ nicht locker,

bis es den Judasschilling nahm und den kläglichsten Treubruch beging, den die Weltgeschichte kennt. Von hier aus entfesselten die englischen Zertrümmerungspolitiker den großen Krieg, der ungefähr mit der Herstellung der Wiener Akte und einem kleinen, armseligen Biedermeierdeutschland enden sollte. „Kampf ohne Gnade!" „Kampf bis zum Weißbluten!" Mit diesem Schlachtruf waren sie ausgezogen und hatten den harten, schweren Klotz inmitten Europas zu heben versucht, den nach Bismarcks Wort niemand anfassen darf, ohne sich die Finger zu zerquetschen!

Und das mächtige Gebäude dort am Themsestrand ist das Parlamentsgebäude, wo bis vor kurzem Deutschlands Vormunde saßen und den deutschen Regierenden feierlich verkündeten, was sie zu tun und zu lassen hätten.

„Übrigens ein kurioser alter Brauch da drin," sagt Major Sigwart zu seinen Grenadieren. „Der Lord-Kanzler leitet die Verhandlungen von einem Wollsack aus. Die Königin Elisabeth hatte einem Lord-Kanzler den Wollsack als Stuhlkissen überweisen lassen, damit die Gesetzgeber stets das Ausfuhrverbot für Baumwolle im Auge behalten sollten."

„Dann wär's zu empfehlen," meint ein Grenadier, „der Lord-Kanzler säße von nun an auf einem Bilde von Hindenburg, daß sie im Parlamentsgebäude nicht wieder auf Einkreisungsgedanken kommen!"

In diesen Prunkgemächern wurde bereits erwogen, wie durch festes Zusammenschweißen aller unter englischer Oberhoheit stehender Weltgebiete ein Bundesstaat, ein zollgeschütztes Wirtschaftsganzes gegründet werden könnte, das den Welthandel der nichtenglischen Welt glatt erdrosseln sollte!

Auch an dieses Haus hätten die plakatfreudigen Londoner einen Zettel kleben können: „Neue Bewirtschaftung!" Zu Beginn des großen Krieges, als Albion noch der holden Hoffnung lebte, die französischen Heißsporne und die russische Dampfwalze würden schon Englands Geschäfte zur Zufriedenheit erledigen und mit Deutschland aufräumen, da schlugen im Parlamentsgebäude die Lords an ihre Britenbrust und gelobten, daß die englische Freiheit nie und nimmer angetastet werden sollte! Und sie begeiferten den deutschen Militarismus als das Niederträchtigste, was jemals Europäer ersonnen hätten. Und jetzt waren die Herren aus dem St. James-Viertel auf einmal voll heißer Sehnsucht

nach der allgemeinen Wehrpflicht und den preußischen Kriegsartikeln! Und die berühmte Miß Freiheit erfreute sich dank ihren zärtlichen Beziehungen zu den östlichen Knutenherren drei netter Sprossen: Streikverbot, Munitionsgesetz, Zwangsregister!

In diesem Parlamentsgebäude war einst die Bezahlung von Eduards Spielschulden bewilligt worden. Seine größte Schuld wird kein Parlament der Erde bezahlen können! Millionen Menschenkinder aber werden einst vor Gottes Richterstuhl treten und diesen Unseligen, der mit dem Weltkriegsgedanken zu tändeln anfing, vor dem höchsten Richter verklagen!

Ein Prachtbau am anderen. Und vor den Fenstern dieser stolzen Paläste, in denen der Wahlspruch galt: Der Engländer ist auf der Welt, um zu befehlen und den Erdkreis sich untertan zu machen! lagern heute deutsche Truppen! Ja, sogar Österreicher und Ungarn sind mit dabei, und das hatte doch der Mindestertrag des Krieges sein sollen, daß wenigstens Österreich als politischer Leichnam am Boden läge!

Auf den Prachtstraßen, auf denen zwischen lunch und tea kostbare Straußenfedern aus den Automobilen nickten und Lords und La-

dies in Tandems und Dogcarts zum Flirt nach Rotten Row kutschierten, tummeln jetzt preußische Ulanen ihre Pferde. Trauer und heimliche Scham sind groß ...

Kriegsinvalide Hochschotten mit dem Dudelsack finden sich am Truppenlager ein, und verkrüppelte italienische Helden vom Isonzo kommen mit ihren Drehorgeln und unterhalten die deutschen Truppen, um einen halben Penny zu erhaschen. Unsere Soldaten entsinnen sich da, daß die Truppen des Vierverbandes mit klingendem Spiel in Berlin einmarschieren wollten ... wäre die Stunde nicht so ernst und der Anblick nicht so traurig, sie würden über dieses Musikkorps des Vierverbandes herzlich lachen können.

Gegen Abend kommt eine steife Brise von der See her über West-End und spielt London einen dummen Streich. Der Sturm reißt am Königin-Victoria-Nationaldenkmal vor dem Buckingham-Palast den gewaltigen Flor los, den Londons Ladies der fünfundzwanzig Meter hohen Freiheitsstatue haben winden lassen, und hüllt mit den Trauerschleiern zwei Riesenfiguren am Fuße des Denkmals ein: die Gerechtigkeit und die Wahrheit!

* * *

Am Abend läßt Hindenburg die gewaltige Glocke des „Big Ben“ läuten, des Uhrturms vom Parlamentsgebäude. Dann versammeln sich alle Musikkorps zum Großen Zapfenstreich auf fremder Erde.

So tief haben sich noch nie Trompetenklänge in ein Soldatenherz eingewühlt! Mancher Kamerad, der in den Lehmgräbern von Arras und Ypern oder im weißen Sande Galiziens begraben liegt, hatte in seiner Sterbestunde vom Einmarsch in London und diesem Zapfenstreich geträumt ... und vor diesem letzten und sonnigsten Akt hat ihn der Tod aus dem Weltentheater gewiesen... Solche Überlegungen treffen das Herzinnerste.

Der Mob Londons, der gaffend die deutschen Truppen umsteht, erlebt noch etwas ganz Unerhörtes. Die armen Genarrten, von ihrer Hetzpresse Genasführten hören den Choral „Nun danket alle Gott“ durch den Hydepark brausen und stoßen einander fragend an: „Was? Die ‚Huns‘ glauben an Gott?“

Hindenburg wird noch in dieser Nacht die Heimreise nach dem Festlande antreten. Zuvor aber gibt er seinen braven Mannen noch ein letztes kurzes Wort mit auf den Lebensweg:

„Soldaten! Es war ein harter Kampf!

Aber ihr habt eure Fahnen von Sieg zu Sieg geführt und der Welt gezeigt, daß an Deutschlands Grenzen keiner Feuer legen darf, ohne daß sein eigenes Haus verbrenne! Wenn ihr in den nächsten Tagen wieder in unser schönes Deutschland zurückkehrt, dann geht in eure Kirchen und dankt Gott. Und erzählt euern Kindern, was ihr in diesen Tagen Großes erlebt habt! Und schreibt es mit festem Griffel in eure Familienurkunden, damit dereinst, wenn im Laufe der nächsten Jahrhunderte in Europa wieder einmal Kriegsstimmung aufkommen sollte, eure Kindeskinder euch zur Ehr und den Feinden zur Wehr erzählen mögen: ein Ahne von mir hat damals mit vor dem Buckingham-Palast in London biwakiert, nachdem er eine ganze Welt von Feinden hatte niederringen helfen! Gute Nacht, Kameraden!"

Wie der große deutsche Kriegsheld, dessen unerbittlich hartes Muß auf den Schlachtfeldern aus dem letzten Mann die letzte Kraft herausgeholt hatte, nun noch einmal durch die Reihen seiner Bataillone reitet, da füllt sich manches Auge mit einer Träne.

Es gehen Freunde auseinander!

* * *

Da nahm mir ein Feldgrauer, der von der Front kam, den Stift aus der Hand und sagte:

„He, du Träumer, läßt dir nicht genügen an alledem, was unsere ruhmreichen Waffen schon erkämpften? Wenn du preisen willst, dann preise das stolze deutsche Werk von heute und nicht luftige Traumschlösser von morgen! Was sollen in dieser goldenen Zeit der Tat große Worte und politische Märchen?"

„Es sollen keine großen Worte sein," sagte ich. „Es sind ein paar Klänge aus dem Lied der deutschen Sehnsucht, dem Volke abgelauscht. Ein Märchen? Die Rede von Englands Unantastbarkeit, das ist ein Märchen! Hier aber stehen Worte der felsenfesten deutschen Zuversicht, daß der Weg zum Weltfrieden, rascher vielleicht als wir ahnen, über London führen wird. Denn sollte der Gott, der uns bisher in diesem schweren Erlösungskriege beistand und uns einen Hindenburg schenkte, uns nicht auch über den Kanal geleiten? Wer folgte dann nicht aus innerstem Drange Hindenburgs sieggewohnten Fahnen an die Themse? Trotzig und freudigen Stolzes voll?"

In leuchtenden Soldatenaugen las ich die Antwort.

Verlagsanzeigen

Druck von August Pries in Leipzig.

